

DIE WELTWOCH



Amerika und die sieben Zwerge

Der Bundesrat schwächt im Banken-Streit mit den USA.

Von Pierre Heumann

Fürsorge für Waffendealer

Sozialhilfe ausser Kontrolle. Der unglaubliche Fall des Herrn Zaki.

Von Alex Baur

Margaret Thatcher

Die Jahrhundert-Figur. Gespräche mit Weggefährten. *Von Urs Gehrig*

Bis Dominique Fischer ihre Geldangelegenheiten mit Studium, Teilzeitjobs und Sport in Einklang bringen konnte, wollten wir nicht ruhen.



Können Sie sich ebenso aufs *Wesentliche* konzentrieren wie Dominique Fischer?

Dominique Fischer studiert Sport, Englisch und Deutsch in Bern.

Und weil die finanziellen Möglichkeiten trotz Teilzeitjobs eher knapp sind, heisst es vorausschauend planen.

Bei UBS wissen wir, welche finanziellen Herausforderungen auf junge Menschen warten.

Darum bieten wir Jugendlichen und Studierenden kostenlose Lösungen rund ums Zahlen und Sparen inklusive Check-up-Beratung und individueller Budgeterstellung.

Bis Sie sich genauso unbeschwert aufs Wesentliche konzentrieren können wie Dominique Fischer, dürfen Sie sich auf eines verlassen:

150
Jahre

Wir werden nicht ruhen



www.ubs.com/young

Intern

Das Interesse der Medien war gross: Der kurzfristig versandten Einladung folgten am Freitagmittag mehr als fünfzig Journalisten. Sie wollten dabei sein, wenn das Ende der ältesten Privatbank der Schweiz verkündet würde. Doch bei der Medienkonferenz ging es nur vordergründig um die Übernahme der Bank Wegelin durch Raiffeisen. Das Ende von Wegelin ist die jüngste Quittung für die leisetretische Politik des Bundesrates gegenüber den USA. Pierre Heumann zeichnet nach, warum die Schweiz eine weitere Runde im Steuerstreit mit Amerika verloren hat. **Seite 20**



Neue Einblicke: Margaret Thatcher, 2004.

Sie zerschlug die Macht der Gewerkschaften, kämpfte gegen den Euro und führte Grossbritannien zu neuen Ufern des Kapitalismus. Nun setzt Hollywood Margaret Thatcher ein Denkmal. Bevor «The Iron Lady» mit Meryl Streep (nominiert für den Oscar) in den Schweizer Kinos anläuft, hat Urs Gehrig in England die beiden Männer getroffen, die zu den intimsten Kennern Thatchers gehören. Biograf Charles Moore empfing unseren Mann im Londoner «Goring Hotel», Thatchers Lieblingslokal. Obwohl er die Biografie erst nach ihrem Tod veröffentlichen darf, gab er Einblicke in sein Werk. Er beschrieb Thatchers Taktik, unliebsame Frauen aus dem Weg zu räumen, lüftete das Geheimnis ihrer Handtasche und stellte fest, dass sich die Premierministerin mit Entscheiden oft schwergetan hat. Dies bestätigte Norman Tebbit, Thatchers loyalster Weggenosse, und unterstrich ihre Faktenversessenheit. «Sie arbeitete bis tief in die Nacht und kannte die Dossiers besser als ihre Minister.» Seit einiger Zeit registriert Teb-

bit den Ruf nach einer «neuen Maggie». Vieles erinnere heute an die desolote Stimmung vor der Ära Thatcher, sagt er: «Thatcher und ich hätten uns klonen lassen sollen!» **Seite 44**

Als Alex Baur Anfang 2007 unter dem Titel «Frau Zaki braucht ein Dienstmädchen» seine erste Recherche über die Sitten und Bräuche beim Zürcher Sozialamt unter Monika Stocker



Der Anfang: Weltwoche-Cover, Februar 2007.

(GP) veröffentlichte, dachte er nicht im Traum daran, dass sich daraus eine grössere Affäre entwickeln würde. Diese Woche, exakt fünf Jahre später, stand «Herr Zaki» alias Ali S. wegen Sozialbetrugs im Umfang von einer halben Million Franken vor dem Richter. Das Urteil stand bei Redaktionsschluss noch aus. Allein die Anklage zeigt: Baur's Berichte waren keineswegs übertrieben. Die beliebte *Blick*-Schlagzeile «Alles noch viel schlimmer!» wäre durchaus angebracht. **Seite 12**

Die Schweiz bleibt das Paradies für Migranten aus aller Welt. Was braucht es, um hier leben und arbeiten zu dürfen? Andreas Kunz traf sich letzte Woche mit einem Äthiopier und einem Amerikaner einzeln zum Gespräch. Der Amerikaner wird die Schweiz bald verlassen müssen, weil er keinen Arbeitsvertrag besitzt und die Behörden nicht täuschen will. Der Äthiopier hingegen hat sich seine Aufenthaltserlaubnis erschlichen und lebt seither von der Fürsorge. Der eine kann hier bleiben, aber will nicht arbeiten. Der andere muss ausreisen, aber würde hier gerne weiter seiner Arbeit nachgehen. Als der Kellner am Ende der Gespräche die Rechnung brachte, sagte der Äthiopier zu Kunz: «You pay.» Der Amerikaner sagte: «Merci villmal für d'Iiladig.» *Ihre Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller, Christoph Landolt, Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (Los Angeles), Florian Schwab, Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Markus Gisler, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr, René Lüchinger, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgel, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Pia Reinacher, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York), Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Jost Fetzter (Leitung), Adam Schwarz, Patrick Kull (Assistent)

Layout: Tobias Schär (Leitung), Silvia Ramsay

Infografik: Helmut Germer

Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempter (Leitung), Viola Antunovits, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung), Inga-Maj Højajj-Huber

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (Leitung), Christine Lesnik (Leitung Stilausgaben), Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50, info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Paperboy: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/paperboy



35 years



1977-2012 in Switzerland

In den letzten **35 Jahren** haben sich **über 287'000 Kunden** für Mitsubishi entschieden. Und sie sind damit gut gefahren. Mitsubishi – die Marke mit den 3 Diamanten im Logo – ist eine Marke wie gemacht für den anspruchsvollen Schweizer Markt. Mitsubishi steht für: Innovationen und weltgerichte Spitzentechnologie mit hohem Kundennutzen, Allrad-Kompetenz sowie japanische Top-Qualität mit umfassender Garantie zu vorteilhaften Kundenpreisen. Eben **«Genial bis ins Detail.»**

Mitsubishi Jubilé³⁵ Cash Bonus bis 10'000.-



Jubilé³⁵ Leasing
3.35%



9'999.-
inkl. Bonus 6'000.-
ab 99.-/Monat**

39'999.-
inkl. Bonus 6'000.-
ab 395.-/Monat**

23'999.-
Bonus bis 6'000.-

27'999.-
Bonus bis 7'000.-

100% Electric – 0% CO₂

ASX 4WD Navigator

Outlander 4WD Navigator

Neu: Colt Super Jubilé

Genial: Wendiger, praktischer City-Flitzer
Genial: 1.1 Liter 12V, 75 PS, 5.4 L/100 km
Genial: Top-Qualität, 3 Jahre Garantie
Genial: Variabler Kofferraum, grosser Innenraum

Jubilé³⁵ BEST OFFER 9'999.-*
* inkl. Bonus CHF 6'000.-

Normverbrauch 1.1/175 PS: 5.4 L, 125 g/km CO₂, Kat. C
** 3.35% Jubilé Leasing: CHF 10'499.-, 48 Mt., 10'000 km/Jahr, eff. Jahreszins 3.40%, Sonderzahlung 22%, Kautions 5% oder mind. CHF 1'000.-, Vollkasko obligat.

Neu: i-MiEV Jubilé³⁵

Genial: Ideales Kurzstrecken- und Pendlerauto
Genial: Wendig, leise, NULL Emissionen
Genial: 49 kW/67 PS, 8 Airbags, ESP/TCL
Genial: 5 Jahre Vollgarantie auf Batterie

Jubilé³⁵ BEST OFFER 39'999.-*
* inkl. Bonus CHF 6'000.-

Energie-Normverbrauch: 13.5 kWh/100 km, Benzin-äquivalent 1.5 L, 0 g CO₂ (17 g/km CO₂ aus Stromproduktion), Kategorie A
** 3.35% Jubilé Leasing: CHF 40'999.-, 48 Mt., 10'000 km/Jahr, eff. Jahreszins 3.40%, Sonderzahlung 26%, Kautions 5% oder mind. CHF 1'000.-, Vollkasko obligat.

Neu: ASX Super Jubilé Auch als 4x4

Genial: 2WD oder 4x4-Antrieb
Genial: Benzin/DID Diesel, 116–150 PS
Genial: Stopp-Start, ab 4.8 L, Kat. A
Genial: 9 Airbags, Klima, Audio

Jubilé³⁵ BEST OFFER 2WD 23'999.-*
Jubilé³⁵ BEST OFFER 4WD 29'999.-*
* inkl. Bonus CHF 5'000.-

Normverbrauch 1.8 DID/116 PS: 4.8 L, 127 g/km CO₂, Kategorie B

Neu: Outlander Super Jubilé Auch als 4x4

Genial: Familien-Kombi mit viel Platz
Genial: 2WD Benzin, 147 PS
Genial: 8 Airbags, Klima, Audio, Alufelgen
Genial: 4WD-Modelle, 156–177 PS

Jubilé³⁵ BEST OFFER 2WD 27'999.-*
Jubilé³⁵ BEST OFFER 4WD (Autom.) 36'999.-*
* inkl. 2WD Bonus CHF 3'000.-/4WD Bonus CHF 4'000.-

Normverbrauch 2.2 DID 177 PS: 6.3 L, 165 g/km CO₂, Kategorie C



Lancer Jubilé³⁵, CHF 19'999.-*
117 PS, 9 Airbags, Klima, Audio



Outlander Navigator, CHF 45'999.-*
4x4, Automat, 7 Sitze, Leder, Navi



Pajero 5-Door Navigator, CHF 65'999.-*
4x4, 200 PS, Automat, Leder, Navi

Genial bis ins Detail.



Gültigkeit: 1.1. bis 30.6.2012. *Jubilé³⁵ BEST OFFER mit Jubilé³⁵ Cash Bonus: Kauf/Immatrikulation eines Neuwagens ab Lager/solange Vorrat beim Mitsubishi Partner. Alle Jubilé³⁵ BEST OFFER Preise in CHF netto inkl. 8.0% MwSt. sowie Jubilé³⁵ Bonus. ** 3.35% Jubilé³⁵ Leasing mit reduziertem Bonus: bei Immatrikulation, 48 Mt., 10'000 km/Jahr, eff. Jahreszins 3.40%, Kautions 5% oder mind. 1'000.-, Vollkasko obligat. *** 1/3 Leasing Colt mit reduziertem Bonus: Kauf/Immatrikulation eines Neuwagens, 1. Rate 1/3 Barzahlungspreis, 1/3 nach 12 Mt., Restwert 1/3, Laufzeit 24 Mt., 20'000 km/Jahr, eff. Jahreszins 0%, Vollkasko obligat. MultiLease AG gewährt keine Finanzierung, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann. CO₂-Ausstoss: Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz: 159 g/km
www.mitsubishi-motors.ch www.multilease.ch

Wegelin

Die zerstörte Bank scheint nichts Widerrechtliches getan zu haben. Enttäuschung über die USA.
Von Roger Köppel

Vertiefte Recherchen der *Weltwoche* lassen den Schluss zu, dass sich die kürzlich unter dem Druck amerikanischer Ankläger verkaufte Schweizer Privatbank Wegelin keine strafrechtlich relevanten Vergehen hat zuschulden kommen lassen. Weder nach amerikanischem noch nach schweizerischem Recht.

Die Bank wird von den Amerikanern beschuldigt, sich an einer *conspiracy* beteiligt zu haben, also an einer bandenmässigen Anstiftung amerikanischer Bankkunden zum Steuerbetrug. Letztlich hat der auf dieser Grundlage entwickelte Klagedruck dazu geführt, dass die altehrwürdige Privatbank aufgetrennt und in Teilen verkauft werden musste. Die Drohung allein reichte, um den St. Gallern die Luft abzudrehen.

Nach Recherchen der *Weltwoche* gibt es bis heute keine Beweise, die eine Basis bilden könnten für den von den Amerikanern erhobenen Vorwurf der *conspiracy*. Um es in rechtlicher Hinsicht verständlich zu machen: Wenn der amerikanische Staat eine Schweizer Bank in Steuerdelikten vor den Richter bringen möchte, dann muss er ihr zwingend Anstiftung und aktive Beihilfe (*conspiracy*) zum Steuerbetrug und zu ähnlichen Vergehen nachweisen können. Gelingt ihm dies nicht, hat er keine Handhabe, gegen die Schweizer Bank vorzugehen.

Zum Vergleich: Der UBS konnten die US-Behörden stichhaltig nachweisen, dass sich die Bank aktiv an der Steuerumgehung von Kunden beteiligt hatte. Das bandenmässige Zusammenwirken zwischen Bank und US-Kunden liess sich zumindest in einigen Fällen beweisen. Nach unseren Informationen ist dies bei der Bank Wegelin nicht der Fall.

Was hat die Bank Wegelin getan? Sie hat in den Jahren 2008 und 2009 eine Reihe von US-Kunden unter anderem von der UBS übernommen. Nach unseren Recherchen hat sie sich nicht aktiv um diese Kunden bemüht. Sie scheint keine Amerikaner angeworben zu haben, es gab keinen speziellen US-Desk zur Betreuung von US-Kunden. Es lassen sich, soweit man das heute beurteilen kann, keine Hinweise finden, die zeigen würden, dass die Bank aktive Beihilfe oder gar Anstiftung zu Steuerdelikten gegeben hätte.

Gewiss: Es stimmt, dass Wegelin US-Kunden mit unversteuertem Geld annahm. Das



Abwrackung von Rechtssicherheit.

mag unklug gewesen sein und politisch unsensibel vor dem Hintergrund der UBS-Affäre. Bevor man zu vorschnellen Verurteilungen greift, sollte man sich allerdings vor Augen halten: Nach Schweizer Recht ist es einer Bank verboten, zu Steuerdelikten anzustiften oder Beihilfe zu leisten. Die passive Annahme von unversteuertem Geld ist nach Aussage von Juristen weder in der Schweiz noch in Amerika verboten. Es gibt kein Gesetz, nach dem sich Wegelin strafbar gemacht hätte, und in Rechtsstaaten gilt nach wie vor der Grundsatz, dass es ohne Gesetz auch keine Strafe geben kann.

So verdichten sich die Hinweise, dass die Bank Wegelin zu Unrecht ins Visier der US-Behörden geraten ist. Pointierter ausgedrückt: Möglicherweise kam Wegelin nur deshalb unter Beschuss, weil die Amerikaner eine aggressive, sagen wir: imperialistische Auslegung der eigenen Steuergesetze vornahmen. Dass die Amerikaner dies taten, ist enttäuschend. Dass die Schweizer Behörden nichts dagegen unternahmen, ist erschütternd.

Der Bundesrat hat sich bisher im Wesentlichen darauf beschränkt, der enthemmten US-Justiz moralische Schützenhilfe zu gewähren. Finanzministerin Widmer-Schlumpf äusserte sich schon im letzten Jahr kritisch über Schweizer Banken, die amerikanische UBS-Kunden aufgenommen hätten. Ihre Kollegen Schneider-Ammann und Leuthard verbreiten ebenfalls Verständnis für die skandalöse Neigung der Amerikaner, während Friedensver-

handlungen den Schweizer Finanzplatz unter Feuer zu nehmen.

Chef-Unterhändler Michael Ambühl, beauftragt, mit den USA eine Gesamtlösung im Steuerstreit auszufeuchten, hatte bisher zwar keinen erkennbaren Erfolg, aber immerhin lässt er im Gespräch durchblicken, dass er die Angriffe weit fragwürdiger findet als seine Vorgesetzten im Bundesrat, die öffentlich die Schweizer Banken kritisieren und damit Ambühls Verhandlungsposition untergraben.

Das Unheimliche an den Vorgängen ist die schleichende Abwrackung von Rechtssicherheit und Bankkundengeheimnis in der Schweiz. Ohne dass die Stimmbewölkerung etwas dazu zu sagen hätte, werden vormals eherne Bestände unseres Rechtsstaats zu Grabe getragen. Die Behörden vermittelten phasenweise den Eindruck, als ob es sich bei den von uns jahrzehntlang gehätschelten US-Kunden um Schwerverbrecher handle, die man schleunigst auf einer Sondermülldeponie entsorgen müsse. Das abfällige Gerede über «amerikanische Steuerbetrüger», das bis hinauf in den Bundesrat gepflegt wird, ist eine Schutzbehauptung, die von der irritierenden Tatsache ablenken soll, dass die Regierung nichts dagegen unternimmt, wenn die US-Justiz auf dürre Rechtsgrundlage einen Feldzug gegen den Schweizer Finanzplatz führt.

Natürlich ist die Frage nicht einfach zu beantworten, wie die Schweiz auf Drohungen der Supermacht Amerika reagieren soll. Die USA entwickeln eine zusehends abstossende Tendenz, ihr Recht grenzübergreifend anzuwenden. Erkennbar ist eine immer aggressivere Auslegung dessen, was eine Verletzung der amerikanischen Staatskassen bedeuten könnte.

Die Schweiz kann sich nicht mit Flugzeugträgern und Marschflugkörpern wehren, aber sie kann den eigenen Rechtsstandpunkt entschiedener zur Geltung bringen. Der Bundesrat muss sich spätestens jetzt geschlossen und einstimmig hinstellen. Jegliche Kritik an den eigenen Banken darf er privat äussern, aber sicher nicht öffentlich. Die Botschaft an die andern lautet, dass man es nicht dulden werde, dass die Amerikaner während der Verhandlungen weitere Banken attackieren. Der Zürcher Finanzprofessor Martin Janssen hat dazu bedenkenswerte Vorschläge eines Schutzschilds unter Beteiligung der Finanzmarktaufsicht und der Nationalbank entwickelt.

Wir wollen den Strafuntersuchungen nicht vorgreifen, aber nach heutigem Wissensstand sind wir mit der traurigen Tatsache konfrontiert, dass eine unbescholtene Schweizer Privatbank mit fragwürdigen Methoden kaputtgeklagt wurde, ohne dass sich die Schweiz dagegen zur Wehr setzte. Dass der Angriff ausgerechnet aus Amerika kam, betrübt alle, die in den Vereinigten Staaten, vielleicht naiv, den Inbegriff von Freiheit, Marktwirtschaft und Rechtsstaatlichkeit gesehen haben.



Sauberfrau: Unternehmerin Klum. Seite 42



Eiserne Lady: Thatcher, Kohl, 1986. Seite 44



Blutig: Schlacht von Sempach, 1386. Seite 38



Charakterkopf: Bankier Hummler. Seite 20

Kommentare & Analysen

5 Editorial

9 Kommentar Schweiz in Auflösung

9 Im Auge Maria das Graças Silva Foster, Petrobras-Boss

10 Kommentar Augen zu und auszeichnen

11 Personenkontrolle Wermuth, Pfammatter, Pelli, Huber, Weigelt, Schawinski, Roth

11 Nachruf Oscar Luigi Scalfaro, Politiker

12 Herr Zaki steht vor Gericht

Der Stadtzürcher Politfilz deckte einen Waffenhändler und mutmasslichen Betrüger wider besseres Wissen

14 Die Deutschen Im Kindergarten

14 Wirtschaft Folgeschwerer Fehlentscheid

15 Ausland Die neue Front

16 Mörgeli Die Rückkehr der gepuderten Zöpfe

16 Bodenmann Unkraut verdirbt nicht

17 Medien Ruf, Reputation, Renommee

17 Kostenkontrolle 7,5 Millionen Franken für das WEF

18 Leserbrief/Darf man das?

Hintergrund

20 Amerika und die sieben Zwerge

Die Behörden liessen die Bank Wegelin untergehen; der Bundesrat nimmt die Angriffe der US-Justiz kampflos hin

23 Banken Konrad Hummler hinterlässt eine grosse Lücke

24 Nestlé und die Papageien

Ein neuer, allseits gefeierter Film frischt Uralt-Klischees und falsche Vorwürfe auf, die immer noch gut ankommen

26 Der Löwe führte die Dompteure

Neue Erkenntnisse im Fall Hildebrand: Das Versagen der Aufsicht nimmt immer kuriosere Formen an

27 Affären «Destabilisierung der Schweiz»? Unsinn

28 Wer lügt, gewinnt

Ein unqualifizierter Afrikaner hat es leichter, in die Schweiz zu kommen, als ein hochqualifizierter Amerikaner

30 Wir sind schuld

Der Schriftsteller Lukas Bärfuss und die Rolle der Schweiz

32 Konjunktur Mehr für die Gewerkschaften, weniger für alle

33 Behörden Die konkurrenzlose Offerte der Stadt Zürich

34 Wasserdicht seit Millionen von Jahren

Ein Besuch im jurassischen Felslabor Mont Terri zeigt, wie ein sicheres Atomendlager aussehen könnte

36 Essay Mehr Intelligence, bitte

37 Lohnpolitik Die Initiative verschärft das Problem

38 Wie im Rausch

Mit der Schlacht von Sempach beginnt die endgültige Vertreibung der Habsburger (Teil 2 der *Weltwoche*-Serie)

42 Das Geschäfts-Model

Innert fünfzehn Jahren hat Heidi Klum aus ihrem kleinen Familienunternehmen ein Imperium gemacht



«Sie war am Ausserordentlichen interessiert»: Thatcher-Biograf Charles Moore. Seite 44

Interview

44 «Sie genoss es in vollen Zügen»

Margaret Thatcher weckte Hass und Ehrfurcht. Nun widmet Hollywood der Eisernen Lady ein Denkmal – Gespräch mit Biograf Charles Moore

46 Tories «Nicht die Thatcher, die ich kenne»

48 Film «The Iron Lady»

Stil & Kultur

52 Stil & Kultur Russische Bella

54 Bestseller

54 Der höhere Blödsinn im Tiefflug

Harald Schmidt sei am Ende, heisst es. Was ist los mit «Dirty Harry»?

55 Jazz Co Streiff / Russ Johnson Quartet

56 Top 10

56 Kino «Tinker, Tailor, Soldier, Spy»

57 Fernseh-Kritik «Die grössten Schweizer Talente»

58 Namen Junge Kunst, alter Adel

59 MvH Meine Fallhöhe

59 Gesellschaft Ist Homosexualität angeboren?

60 Für Jessie

Das Leben von Jessie endete plötzlich. Nachruf auf einen Jack Russell

62 Die Besten Schmucke Möbel mit Ohrstecker

63 Thiel Der Hase im Pfeffer

63 Wein Massaya Bekaa Valley 2007

65 Auto Porsche Cayenne Diesel Tiptronic S

66 Hochzeit Erika LaBrie

Autoren in dieser Ausgabe

Kurt Felix



Kurt Felix, geboren 1941 in Wil SG, hat mit Sendungen wie «Teleboy» oder «Verstehen Sie Spass?» Schweizer Fernsehgeschichte

geschrieben. In seinem Beitrag sucht er eine Erklärung für das dramatische Quotentief von Late-Night-Show-Titan Harald Schmidt auf Sat 1. Seite 54

Carola Sonnet



Die freie Wirtschaftsjournalistin Carola Sonnet, 30, schreibt unter anderem für das Handelsblatt, die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung und

Cicero. In dieser Ausgabe analysiert sie das Geschäftsmodell von Heidi Klum, die ihr Familienunternehmen zum Mini-Imperium gemacht hat. Seite 42

Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.

www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH



Kolumbien und Venezuela: Natur, Indianer und Drogenproblematik

Expertenreise für Weltwoche-Leser: Mit DRS-Korrespondent Ulrich Achermann vom 17. bis 30. November 2012 zu sensationellen Naturereignissen.

Höher, grösser, wilder – mit Kleinflugzeugen über dem höchsten Wasserfall der Erde kreisen, sich auf dem grössten Flussdelta der Welt einfach mal treiben lassen und mit Cessnas abseits der Touristenströme an Orte fliegen, wo keine Strassen mehr hinführen. Nehmen Sie teil an dieser Entdeckungstour à la Kolumbus von tropischen Inseln über schneebedeckte Anden bis zu den Wasserwundern Venezuelas.

Wenn sich einer in dieser faszinierenden Welt auskennt, dann ist es der Journalist und DRS-Korrespondent Ulrich Achermann. Er lebt seit über zwanzig Jahren in Südamerika und wird seine Erfahrungen und sein profundes Wissen mit der Gruppe teilen. Neben den Naturwundern Kolumbiens und Venezuelas sind es die Begegnungen mit den Menschen, die diese Reise zu einem unvergesslichen Erlebnis machen. Beim Abendessen im Kreise einer einheimischen Familie erleben Sie den südamerikanischen Alltag hautnah, ein anderes Mal erzählt ein kolumbianischer Journalist vom Umgang mit heikleren Themen wie Drogenhandel und Korruption.

Ausserhalb der Stadt und fern von Hektik und Stress geht es zwischen Kaffee, Kolonialgeschichte und Indianerkultur von einem Weltrekord der Natur zum nächsten. Am Ende eines spektakulären Fluges durch die Teufelsschlucht stürzt sich der Salto Angel in freiem Fall fast tausend Meter unter Ihnen in die Tiefe – eine Strecke, die dreimal so hoch ist wie der Eiffelturm! Und auf dem Orinoco-Delta kann man auf einer Fläche von rund 19 000 Quadratkilometern schon mal den Überblick verlieren.

Bei einer optionalen Verlängerung in Guyana bereisen Sie das Land, wie es nur wenige vor Ihnen erlebt haben. Mit kleinen 6-Plätzer-Cessnas fliegen Sie auch die versteckteste Landebahn im Dschungel an, wo aussergewöhnliche Begegnungen mit der Tierwelt und der einheimischen Bevölkerung auf Sie warten. Folgen Sie dem Ruf der Wildnis!



Ulrich Achermann ist Schweizer und Südamerika-Korrespondent von Radio DRS und der Basler Zeitung. Seine Stimme ist den DRS-Hörern von «Rendezvous am Mittag» und «Echo der Zeit» ein Begriff. Als Journalist hat er alle bedeutenden Länder der Region

besucht und sich intensiv mit dem Leben der indigenen Völker befasst. Er wird die Gruppe an acht Tagen begleiten und in Vorträgen politische und wirtschaftliche Zusammenhänge aufzeigen.

Highlights dieser Reise

- **Karibik pur:** Abtauchen im türkisblauen Meer vor Cartagena – auftauchen in einer Welt von Piraten, Rum und karibischer Lebensfreude in allen Farben.
- **Kaffeekultur:** Von der rohen Bohne bis zum schmackhaften schwarzen Trunk – ein Besuch der Kaffee-Hacienda Venecia liefert Einblicke und Geschmackserlebnisse.

- **Herzlich:** Die Gastfreundschaft der Warao-Indianer, die in Pfahlbauten an den Ufern der Flussarme des Orinoco-Deltas leben, überrascht selbst erfahrene Reisende.
- **Eindrücklich:** Ein Gespräch mit Familienangehörigen der damals mit Ingrid Betancourt entführten Consuelo Gonzales.
- **Venezuela:** «Das System Chavez: Nichts ausser Erdöl und grossen Herausforderungen!»
- **Kolumbien:** «Gewalt, Drogen und Illegalität – raus aus dem Teufelskreis!»

Weltwoche-Spezialangebot

Expertenreise für Weltwoche-Leser Kolumbien und Venezuela mit Ulrich Achermann
17. bis 30. November 2012

Reisearrangement
Für Abonnenten: Fr. 7950.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 8150.–

Detailprogramm und Anmeldeformular
Weitere Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter
Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL:
www.cotravel.ch
Telefon: 061 308 33 00
E-Mail: cotravel@cotravel.ch

Schweiz in Auflösung

Von Florian Schwab — Was Recht ist, wird nicht mehr in Bern entschieden. Bundesrat und Parlament folgen den Vorgaben von fremden Regierungen und internationalen Organisationen.



Schaden am «Modell Schweiz»: Bundesrätin Leuthard, deutscher Verkehrsminister Ramsauer.

Wenn man heute nach zehnjährigem Dornröschenschlaf aufwachen würde, traute man seinen Augen nicht: Das Bankgeheimnis ist weitgehend erodiert, der Finanzplatz Schweiz wird von den USA, Deutschland und der Europäischen Union massiv bekämpft. Die Schweiz verteilt grossflächig Kundendaten ihrer Banken an ausländische Steuerbehörden. Eine der renommiertesten Privatbanken muss zur «Bad Bank» schrumpfen, in der nur noch die Risiken aus dem ehemaligen US-Geschäft lagern dürfen. Das restliche Geschäft wird an die Raiffeisenbank notverkauft. Schon bald sollen die nationalen Geldwäscherei-Meldestellen international Daten austauschen, die theoretisch nur für die Verfolgung von Geldwäscherei-Delikten verwendet werden dürfen, aber sicher von den ausländischen Behörden auch für andere Zwecke missbraucht werden. Woher der Wind weht, zeigt die Tatsache, dass die Financial Action Task Force on Money Laundering (FATF), eine Schwesterorganisation der OECD, Steuerhinterziehung zur «Vortat zur Geldwäscherei» erklären möchte.

Die Finanzkrise hat eine Flut von internationalen Regulierungen verursacht, wie die sogenannten Basel-III-Vorschriften oder die geplante Unterstellung aller Vermögensverwalter unter Finma-Aufsicht. Unter dem Stichwort «makroprudenzielle Regulierung»

mischt sich die Nationalbank direkt in das Hypothekengeschäft der Banken ein. Die Liste von wirtschaftspolitischen Sünden, die vorwiegend infolge ausländischen Drucks zustande kam, liesse sich fortsetzen.

All das fügt dem «Modell Schweiz» nachhaltigen Schaden zu. Das jahrzehntelange Erfolgsrezept ist gefährdet: direkte Demokratie, finanzielle Privatsphäre und politische Stabilität. Die direkte Demokratie hat die Schweiz vor der Dummheit eines EWR-Beitritts bewahrt und hätte vermutlich auch die Herausgabe von Bankkundendaten verhindert, wenn diese nicht in fragwürdigen Nacht- und Nebelaktionen jenseits direktdemokratischer Kontrolle ausgeheckt worden wäre.

Finanzielle Privatsphäre und politische Stabilität sind seit Jahrzehnten die massgeblichen Gründe für den vergleichsweise hohen Wohlstand. Man konnte sich bis vor kurzem darauf verlassen, dass Schweizer Bankiers die Namen ihrer Kunden mit ins Grab nehmen. Das wurde sicherlich auch für Steuerhinterziehung ausgenutzt. Im Vordergrund stand aber die schweizerische Besonderheit, dass es den Staat nichts angeht, wer wie viel Geld auf dem Konto hat. Das schränkt die Macht der Regierung ein und stärkt den Bürger in seinem Verhältnis zum Staat. Entstanden ist dieses Modell vor

>>> Fortsetzung auf Seite 10

Frau Energie



Maria das Graças Silva Foster, Petrobras-Boss

Mit Panzern und Helikoptern eroberten vor zwei Jahren Polizei und Militär die Favela Morro do Adeus in den Hügeln von Rio de Janeiro von den herrschenden Drogenbanden zurück. In dieser Armensiedlung, in der ein einziges Gesetz galt, Brutalität, ist Maria das Graças Silva Foster aufgewachsen. Schon als achtjähriges Mädchen sammelte sie Altpapier und Flaschen. Sonst schafften es vielleicht Fussballtalente aus den Favelas heraus. Maria das Graças Silva Foster, so nennt sie sich nach ihrem dritten Ehemann, residiert heute im 24. Stock des Petrobras-Hochhauses in der Cidade Maravilhosa. Am 10. Februar übernimmt sie das Präsidium des halbstaatlichen Energiekonzerns. Als ihre Nomination bekannt wurde, schoss der Aktienkurs 5 Prozent empor. Gemessen am Gewinn von 19 Milliarden Dollar ist Petrobras die Nr. 7 der Welt.

Maria das Graças Silva Foster, 58, ist eine grosse, schlanke Frau mit einem Gesicht, das ihren Lebenslauf widerspiegelt, die Härten der Jugend, ihren Ehrgeiz, ihre bewunderte Verhandlungsstärke. Dank Stipendien studierte sie Chemieingenieurwissenschaften und Atomphysik und machte einen MBA in Ökonomie, mit 22 brachte sie ihr erstes Kind zur Welt, mit 24 trat sie als Praktikantin bei Petrobras ein. Als erste Frau in der Männerwelt des Öls kommandierte sie bei Wind und Wetter eine Offshore-Plattform. Zuletzt managte sie den Bereich Gas und Energie und trieb die Erschliessung der riesigen Gas- und Erdölreserven voran, die unter dem Meeresboden vor Brasilien liegen. Ihre Karriere bei Petrobras unterbrach sie kurzzeitig für eine Tätigkeit als Staatssekretärin im Energieministerium von Dilma Rousseff, der heutigen Präsidentin Brasiliens. Die beiden gegensätzlichen Frauen – Rousseff stammt aus reicher Familie und sass im Gefängnis wegen Widerstands gegen das Militärregime – sind seit langem Freundinnen, das stärkste Damen-Doppel, die weibliche Kombination von Energie und Macht. An der WEF-Plauderrunde liessen sich die beiden übrigens entschuldigen, Maria der Boss schickte ihren Vorgänger. Peter Hartmann

dem Hintergrund von zwei Weltkriegen, die in den umliegenden Ländern gigantische Verwüstungen hinterliessen und an deren Ende die Enteignung grosser Teile der Bevölkerung stand. Der verständliche Wunsch, einer Enteignung zu entgehen, war eine tief moralische Rechtfertigung für das Bankkundengeheimnis. Verbrecherisch erworbenes Vermögen war selbstverständlich davon ausgeschlossen.

Macht vor Recht

Die Auflösungserscheinungen des «Modells Schweiz» sind Teil des globalen Trends, immer mehr Entscheide in internationalen Gremien zu fällen. Typische Vertreterin dieser Denkart ist Anne-Marie Slaughter, eine US-amerikanische Politikwissenschaftlerin und Gründerin einer einflussreichen Schule für internationale Beziehungen. Sie vertritt die Ansicht, dass nationale Behörden in «Netzwerken» zusammenarbeiten sollen, um dem, was links angehauchte Internationalisten als das «Gute» erachten, weltweit zum Durchbruch zu verhelfen. Lieblingsthemen sind das Dogma der menschengemachten Klimaerwärmung, die unbedingte Eintreibung von Steuern bis hin zur Gleichmacherei von Mann und Frau («Gender Mainstreaming»).

Hinter freundlich klingenden Ideologien, die auch hierzulande viele Anhänger finden, versteckt sich oftmals knallharte Interessenpolitik und die dazu gehörende Doppelmoral. Das zeigt die Vehemenz, mit der die Schweiz als vergleichsweise reiches Land ins Visier genommen wird, während in den USA und in Grossbritannien mit Stiftungs- und Trust-Konstruktionen perfekt legale Mittel zur Verschleierung von Privatvermögen bereitstehen. Bis vor kurzem galt das Prinzip, dass sich demokratische Staaten nicht gegenseitig in ihre Rechtsordnung einmischen. Das war einmal: International gilt heute das Recht des Stärkeren. Die USA wollen mit den Fatca-Richtlinien die ganze Welt unter die eigene Finanzgesetzgebung zwingen, was die NZZ als «extraterritorialen Unilateralismus» brandmarkt.

Solche Tendenzen bestehen aber nicht nur im Finanzwesen: Doris Leuthard hat am World Economic Forum (WEF) eine Absichtserklärung in Sachen Fluglärm-Streit mit Deutschland unterzeichnet, wonach den deutschen Betroffenen im Bau-, Betriebs- und Konzessionsverfahren die gleichen Rechte wie den Betroffenen auf Schweizer Staatsgebiet eingeräumt werden. Mit den Grenzen des Nationalstaats droht auch die demokratische Kontrolle zu verschwinden. Die politische Führung der Schweiz ist offenbar zu schwach, um sich diesem Trend zu widersetzen und die Stärken der Schweiz zu bewahren.

Mehr zum Thema: Seite 20

Kultur

Augen zu und prämiieren

Von Rico Bandle — Im Dokumentarfilm «Vol spécial» wird die kriminelle Vergangenheit porträierter Flüchtlinge verschwiegen. Die Jury der Solothurner Filmtage zeichnete ihn trotzdem aus.

Letzte Woche zeichnete die Jury der Solothurner Filmtage den Kinodokumentarfilm «Vol spécial» mit dem Prix de Soleure aus. Der mit 60 000 Franken dotierte Preis ist gemäss Reglement für einen Film vorgesehen, «der durch einen ausgeprägten Humanismus überzeugt». Die Jury, bestehend aus alt Bundesrätin Micheline Calmy-Rey (SP), Regisseurin Séverine Cornamusaz und Autor Charles Lewinsky, entschied sich einstimmig für «Vol spécial», einen Dokumentarfilm über das Ausschaffungsgefängnis Frambois bei Genf. Im kommentarlosen Film kommen Flüchtlinge und Aufsichtspersonen zu Wort. Die Häftlinge erzählen zum Teil berührende Geschichten, wie unfair es sei, dass sie die Schweiz verlassen müssten, wie schlecht das reiche Land mit Flüchtlingen umgehe. Auch das Personal kommt gut weg, es zeigt sich von seiner menschlichen, mitfühlenden Seite.

Dass «Vol spécial» den Preis erhält, wäre nichts Aussergewöhnliches, hätte nicht einige Monate zuvor der Journalist Jean-Claude Pécelet in der Zeitung *Le Matin Dimanche* nachgewiesen, dass einige im Film porträtierte Flüchtlinge Drogendelikte begangen hatten oder anderweitig mit dem Gesetz in Konflikt gekommen waren. Als hätte es diese in der Westschweiz vieldiskutierte Enthüllung nie gegeben, wählten die Mitglieder des Verbands der Filmjournalisten «Vol spécial» bereits im Dezember zum Schweizer Film des Jahres. In Solothurn wurde der Film nicht nur mit dem Prix de Soleure ausgezeichnet, sondern auch für den Schweizer Filmpreis nominiert.

Jurymitglied wusste von nichts

Der eigentliche Skandal beim diesjährigen Prix de Soleure besteht nicht darin, dass sich die Jury für «Vol spécial» entschieden hat, obschon der Filmemacher die kriminelle Vergangenheit gewisser Protagonisten zu unterschlagen versuchte. Sondern darin, dass in der Jury darüber gar nicht erst diskutiert wurde. Jurymitglied Charles Lewinsky sagt auf Anfrage: «Ich habe davon gar nichts gewusst. Diese Debatte ist an mir vorbeigegangen. Und eine Jury kann ja nicht jeden Film nachrecherchieren.» Dass die Westschweizer Jurymitglieder ebenfalls nichts gewusst haben, ist eher unwahrscheinlich, zu sehr war das Thema in den dortigen Medien präsent.

Hätte Lewinsky anders entschieden, wenn er die Geschichte gekannt hätte? «Ich hoffe nicht, da es bei der Beurteilung nur um die filmische



Das Gute und Richtige: Calmy-Rey, Melgar.

Qualität ging. Aber das ist eine hypothetische Frage.» Die Jury begründete ihren Entscheid mit der «feinfühlig und zurückhaltenden Kameraführung, die es dem Beobachter erlaubt, dem Schicksal, dem Leid und den Gefühlen der Protagonisten sehr nahe zu kommen». Die unrühmliche Vorgeschichte wird in der Begründung mit keinem Wort erwähnt.

Der Filmemacher Fernand Melgar sagt, die Flüchtlinge hätten ihre Straftaten regulär verbüsst, sie seien nicht aus strafrechtlichen Gründen im Ausschaffungsgefängnis. Daher seien die Delikte für den Film nicht relevant. Das stimmt so nicht ganz: Ob man von den Straftaten weiss oder nicht, hat zweifellos Einfluss auf die Beurteilung des Films und des Schicksals der Ausschaffungshäftlinge.

Die Geschichte zeigt, was geschehen kann, wenn in der Kulturszene alle meinen, sich für etwas Gutes und Richtiges einzusetzen: Erst unterschlägt der Filmemacher wichtige Informationen, dann werden diese auch von der Festivaljury ignoriert – und am Schluss noch von den Medien verheimlicht: In keinem Beitrag über die Preisvergabe waren die längst bekannten Vergehen der Protagonisten ein Thema. Eine ganze Branche verschliesst die Augen vor der Realität und schadet damit auch sich selbst: Die Glaubwürdigkeit des Films ist dahin.

Personenkontrolle

Wermuth, Pfammatter, Pelli, Huber, Weigelt, Schawinski, Roth

Die Gewerkschaft Medien und Kommunikation verteilt in einem Bürogebäude der Swisscom Flyer mit einer Einladung zu «Paintball mit **Cédric Wermuth**» am Samstag, 25. Februar 2012 in der Paintball-Arena Schänis (Oberer Zürichsee). Für Nichtmitglieder kostet der Spass 75 Franken. Dem Vernehmen nach besteht SP-Nationalrat Wermuth darauf, mit roten oder grünen Kugeln beschossen zu werden. Interessenten melden sich bis 17. Februar bei dominik.dietrich@syndicom.ch an. (fsc)



Es wird scharf geschossen: Cédric Wermuth.

Die aktuellsten News stammen vom 23. Dezember 2011: «FDP. Die Liberalen wünscht allen Medienschaffenden schöne Festtage.» Auch im Namen von Parteipräsident **Fulvio Pelli** und Fraktionspräsidentin **Gabi Huber** bedankt sich das FDP-Generalsekretariat für die gute Zusammenarbeit. Der ehemalige St. Galler FDP-Nationalrat **Peter Weigelt** hat deshalb einen «Weckruf nach Bern» gerichtet. Auf Facebook spottete Weigelt: «Dass in der Zwischenzeit der Präsident der Nationalbank nicht mehr an Bord ist oder die älteste Bank der Schweiz unter amerikanischem Druck zerbrach, ist offenbar am News-Verständnis der Partei vorbeigegangen.» Weigelts Kritik hat gewirkt. In den Minuten danach hat die FDP ihr News-Verständnis überdacht – und die Rubrik News von der Website gelöscht. (cal)

Ein Kuschel-Koala, 3-D-Puzzles, ein ferngesteuertes Auto, Kleider, Duschmittel, Süßigkeiten, Kosmetika, ein Rollschinkli und diverse Pakete, die noch nicht ausgepackt sind – nachdem der *Sonntagsblick* **Susanne Pfammatter** und ihre beiden Kinder **Nina** und **Leon** als drei von 90000 Armen in der Schweiz identifiziert hatte, brach eine Welle der Solidarität über die Familie aus Visp VS herein. Die Pfammatters müssen mit 3000 Franken pro Monat über die Runden kommen. Doch «Mutter Glückliche» (*Sonntagsblick*) hat



Armut, selbst gewählt: Familie Pfammatter.

ihre Armut selbst gewählt. Obwohl die Kinderkrippe «Spillchishta» in Visp noch Tageseschulplätze offen hat (*Weltwoche* Nr. 4/12), verzichtet Pfammatter. «Der Vater der Kinder ist schon weg. Sollen sie auch ohne Mutter aufwachsen?» Ein Land, in dem alleinerziehende Mütter zwischen Arbeiten und einem von der Sozialhilfe finanzierten Leben daheim wählen können, ist ein reiches Land. (cal)

Neben der offiziellen «Occupy WEF»-Veranstaltung, angeführt von Juso-Präsident **David Roth**, gab es letzte Woche zahlreiche inoffizielle Protestkundgebungen gegen das Treffen der Wirtschaftselite in Davos. In den einschlägigen Internetseiten wurden dazu unzählige Berichte, Fotos und Hinweise veröffentlicht. Meist ging es um Sprayereien, Plakataktionen oder Aufrufe, den Kommunismus wieder einzuführen. Im Vergleich zu den vorangegangenen Jahren blieb die Resonanz in den Kommentarspalten jedoch bescheiden. Viel-

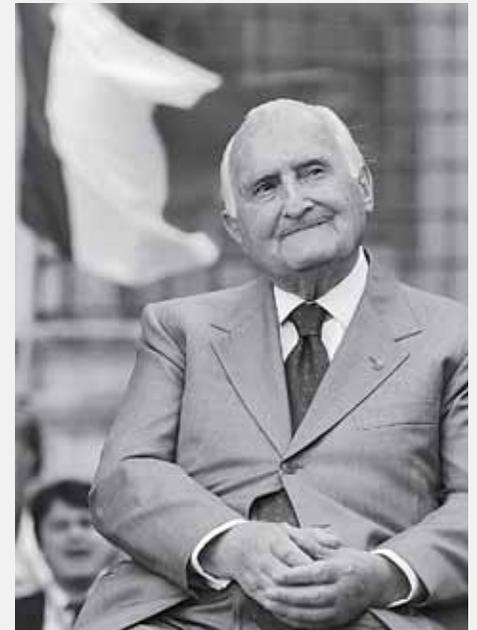


Neue Eskalationsstufe: Juso-Präsident Roth.

leicht deshalb musste am Montag eine weitere Eskalationsstufe gezündet werden: Stolz verkündeten die WEF-Gegner, dass sie das Büro des Nachrichtendienstes der Kantonspolizei Zürich angegriffen, die Scheiben zetrümmert und den Eingangsbereich mit Farbe verschmiert hätten. (aku)

Letzte Woche schrieben wir an dieser Stelle, **Roger Schawinskis** Radio 1 verfüge über eine Hörerzahl von täglich 118 600. Laut neuester Erhebung konnte sich sein «Radio für Erwachsene» auf 128 700 Hörer steigern. (ww)

Nachruf



Spartanisch wie ein Mönch: Politiker Scalfaro.

Oscar Luigi Scalfaro — Als junger Richter sprach er in den letzten Kriegsjahren noch Todesurteile aus und betete mit den Verurteilten. In Erinnerung bleibt Oscar Luigi Scalfaro als unbeugsamer Christdemokrat, der 1946 Abgeordneter der neuen Republik wurde und bis zuletzt Senator auf Lebenszeit blieb, vor allem aber als Präsident Italiens, gewählt am 25. Mai 1992 im 16. Wahlgang, nur wenige Tage nach dem Attentat auf den Richter Falcone und mitten im Tangentopoli-Korruptionsskandal, der die etablierten Parteien verschlang. Scalfaro erwies sich sieben Jahre als Anker der Verfassungstreue und verfeindete sich mit Silvio Berlusconi, der damals schon nach acht Monaten als Regierungschef stürzte. Danach fand er mit den «technischen» Kabinetten von Amato und Ciampi die Krisenlösung, die auch heute mit Monti wieder angewendet wird. Scalfaros Integrität fusste auf seinem Glauben: Er lebte spartanisch wie ein Mönch, in seinem Schlafzimmer stand eine Gebetsbank, er trug stets einen Rosenkranz in der Hosentasche, und als höchsten Luxus leistete er sich ein Transistorradio. Seinen Haushalt besorgte die Tochter Marianna, bei deren Geburt im Jahre 1944 die Ehefrau gestorben war. Als 1950 eine Dame in einem Restaurant die Schultern entblösste, spielte Scalfaro den Sittenrichter und ohrfeigte sie. Im Prozess wurde er freigesprochen. Federico Fellini hat die Episode in seinem Film «Boccaccio '70» festgehalten. Oscar Luigi Scalfaro starb am 29. Januar im biblischen Alter von 93 Jahren. Als einzigen Sargschmuck wünschte er sich einen Strauss Pfeffershotsen. (Peter Hartmann)

Herr Zaki steht vor Gericht

Von Alex Baur — Die Zürcher Staatsanwaltschaft will einen Waffenhändler ins Gefängnis schicken, der 543 666 Franken Sozialgelder ergaunerte. Als Margrit Zopfi den Fall vor fünf Jahren aufdeckte, wurde sie entlassen. Der Stadtzürcher Politfilz deckte den mutmasslichen Betrüger wider besseres Wissen.

Die Anklage der Zürcher Staatsanwältin Sabine Tobler baut auf harte Fakten. Während mehr als fünf Jahren kassierte Ali S. von der Arbeitslosenkasse und vom Sozialamt der Stadt Zürich insgesamt 543 666 Franken Unterstützung. Im gleichen Zeitraum verkaufte der vierfache Familienvater Waffen und Zubehör aller Art für mindestens 2,8 Millionen Franken an die pakistanische Armee, wobei ein Bruttogewinn von 1 814 472 Franken für seine Firmen im In- und Ausland resultierte. Auf diversen Bankkonten des Fürsorgebezügers lagerten im fraglichen Zeitraum 936 549 Franken. Ein klarer Fall, würde man meinen.

So einfach ist es nicht. Bereits im Sommer 2007 hatte das Sozialamt der Stadt Zürich die Fürsorgezahlung an Ali S. eingestellt und eine interne Untersuchung eröffnet. Seither wird ermittelt. Als seine Machenschaften aufflogen, kassierte Ali S. für sich und seine Familie monatlich 9121 Franken Sozialhilfe, eine Haushaltshilfe für seine Gattin und Krippenplätze für die vier Töchter inklusive. Fast fünf Jahre später hatte sich der 58-jährige gebürtige Pakistani mit Schweizer Pass diese Woche vor dem Bezirksgericht Zürich wegen gewerbsmässigen Betrugs zu verantworten.

Frau Zaki braucht ein Dienstmädchen

Die Anklägerin beantragte eine Strafe von 42 Monaten Gefängnis und eine Rückzahlung der erschlichenen Sozialgelder. Die Verteidigung dagegen forderte einen Freispruch und drei Millionen Franken Schadenersatz und Genugtuung für einhundert Tage Untersuchungshaft. Das Urteil stand bei Redaktionsschluss noch aus. Wie die Richter auch immer entscheiden, der Fall zeigt exemplarisch, dass sich nicht nur die Justiz mit Sozialmissbrauch schwertut. Versagt haben im vorliegenden Fall vor allem auch die Politik und die Verwaltung.

Den Lesern der *Weltwoche* wurde der Angeklagte Ali S. bereits im Februar 2007 vorgestellt, allerdings unter dem Pseudonym Amir Zaki. «Frau Zaki braucht ein Dienstmädchen» lautete der Titel der Geschichte, die von grassierender Misswirtschaft beim Sozialdepartement der Stadt Zürich handelte. Der Bericht, der auf anonymisierten Akten aus dem Amt beruhte, vermittelte über eine ganze Reihe von Fallbeispielen ein plastisches Bild des real existierenden Fürsorgealltags.

Beim Fall Zaki fiel neben dem exorbitanten Monatsbudget von über 9000 Franken für eine sechsköpfige Familie eine selbst für Zürcher



Sozialhilfebezüger und Waffenschieber: Ali S. alias Herr Zaki.

Verhältnisse dreiste Anspruchshaltung auf. Frau Zaki verlangte partout nach einem Dienstmädchen. Das Sozialamt organisierte eine Erziehungshilfe, doch das entpuppte sich als Missverständnis: Die Pakistanerin, die kein Wort Deutsch spricht und diese Sprache auch nicht lernen mag, brauchte eine Magd, und zwar eine, die nicht nur waschen und kochen konnte, sondern auch ihre Befehle verstand.

Nach wochenlangem Drängen kapitulierte der zuständige Sozialarbeiter: Mit Unterstützung des Sozialamtes sollte die gewünschte Magd aus Pakistan eingeflogen werden. Ein Hilfswerk erklärte sich bereit, die Kosten zu übernehmen. Schliesslich scheiterte die Aktion am Veto der Fremdenpolizei, worauf das Sozialamt Frau Zaki stundenweise eine «Haushaltshilfe» zur Verfügung stellte.

Aus den Akten des Sozialamtes musste man schliessen, dass Herr Zaki über ein Auto ver-

fügte und regelmässig in Pakistan weilte. Auch die Frau reiste mit den vier Töchtern gerne in ihre Heimat. Das sind klare Hinweise auf verdeckte Einkünfte. Obwohl das Sozialamt im Bild war, liess man die Zakis gewähren. Die damalige Sozialvorsteherin Monika Stocker reagierte mit Empörung auf die angeblich haltlosen und übertriebenen Enthüllungen.

Persilschein von der GPK

Die *Weltwoche* deckte in den folgenden Wochen und Monaten eine ganze Reihe ähnlicher Fälle auf. Statt gegen den Missbrauch vorzugehen, fahndete die Zürcher Stadtverwaltung fieberhaft nach dem Leck. Im Herbst 2007 wurden die Controllerinnen Margrit Zopfi und Esther Wyler verhaftet. Sie räumten ein, der *Weltwoche* Akten übergeben zu haben, worauf sie fristlos entlassen und wegen Amtsgeheimnisverletzung vor Gericht gezerrt wurden.

Im Frühling 2007 wurde die Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Zürcher Gemeinderates mit einer Untersuchung der Sozialhilfe beauftragt. Rund die Hälfte von knapp zwei Dutzend Fürsorgefällen, welche die *Weltwoche* publik gemacht hatte, sollten durchleuchtet werden. Anfang 2008 publizierte die GPK unter der Federführung von Urs Egger (FDP) das Resultat. Der Bericht stützte sich nur auf Informationen, die das Sozialamt gefiltert und autorisiert hatte. Er befasste sich unter anderem mit dem Fall Zaki, auf den die Controllerin Margrit Zopfi lange zuvor erfolglos aufmerksam gemacht hatte.

Die GPK kam zum Schluss, im Fall Zaki sei alles regelkonform gelaufen. Es stimme nicht, wurde etwa festgehalten, dass eine «Haushalts-hilfe aus Pakistan eingeflogen» worden sei (was auch nie jemand behauptet hat). Bezüglich des Autos begnügte sich die GPK mit der Auskunft von Herrn Zaki, der Wagen gehöre einem Kollegen. Und was die diversen Reisen der Familie nach Pakistan anbelangt, meinte

Obwohl das Sozialamt im Bild war, liess man die Zakis gewähren.

die Kommission lapidar, diese liessen sich «nicht abschliessend klären».

In Wahrheit war die Untersuchung gegen Amir Zaki alias Ali S. zu diesem Zeitpunkt amtsintern bereits im Gange. Längst war bekannt, dass er die Tep-TeX GmbH kontrollierte, dass diese Firma keineswegs inaktiv war, wie er stets behauptet hatte, und dass es noch andere Firmen gab. Trotzdem erstattete das Sozialdepartement erst am 11. Februar 2008 Strafanzeige gegen Ali S., also kurz nach der Veröffentlichung des GPK-Berichtes.

Die Ermittlungen von Staatsanwältin Tobler waren schwierig. Vordergründig handelt die Tep-TeX seit den 1990er Jahren mit Teppichen. Das grosse Geld machte Ali S., dessen Firmen Teil eines internationalen Geflechts sind, jedoch mit der Vermittlung von Waffen und anderen Artikeln an den pakistanischen Staat und namentlich an die Armee. Dabei fielen deftige Provisionen an. Bisweilen strich der Vermittler Margen von bis zu hundert Prozent ein. Die Zahlungen flossen zum Teil über pakistanische Schwestergesellschaften, die von lokalen Funktionären kontrolliert wurden. Das Muster ist hinlänglich bekannt: Über das Netzwerk der Tep-TeX hielten sich auch korrupte Beamten schadlos.

Ali S., der alles bestreitet, behinderte und verschleppte die Strafuntersuchung mit allen Tricks. Immer wieder machte er diffuse gesundheitliche Probleme geltend, mehrere Einvernahmen mussten abgebrochen werden. Aufwendige amtsärztliche Untersuchungen entlarvten Ali S. als Simulanten, aber sie zogen das Verfahren in die Länge. Als der Mann nach

drei Monaten Untersuchungshaft im Oktober 2008 auf freien Fuss kam, setzte er sich vorübergehend nach Pakistan ab.

Anfänglich verweigerte Ali S. jede Aussage. Und wenn er etwas sagte, flüchtete er sich in ausschweifende Ausführungen, die mit allem Möglichen zu tun hatten, nur nicht mit dem, was man ihn fragte. Im Laufe der Untersuchung verlor der 1987 eingebürgerte Pakistani, der 1978 als angeblicher Flüchtling in die Schweiz gekommen war, zusehends seine Deutschkenntnisse, so dass ein Urdu-Dolmetscher beigezogen werden musste.

Immerhin konnte Staatsanwältin Tobler aufgrund der Buchhaltung diverser Firmen und Bankauszügen wenigstens den Schweizer Ableger des korrupten Netzes rekonstruieren. Pro forma hatte Ali S. die Tep-TeX GmbH an einen Schwager abgetreten, bevor er sein Schicksal 2001 der Arbeitslosenkasse und danach dem Zürcher Sozialamt anvertraute. Aufgrund von Zeugenaussagen und zahlreicher Transaktionen der Tep-TeX zugunsten von Ali S. ist davon auszugehen, dass es sich beim vermeintlich neuen Inhaber um einen Strohmännchen handelt. Darauf weisen auch gefälschte und rückdatierte Kaufverträge hin.

Am Tag, bevor er sich 2002 beim Sozialamt meldete, liess sich Ali S. von der Tep-TeX 100 000 Franken auf eines seiner Privatkonten überweisen. Danach nutzte er die Bank- und Kreditkarten der Firma, die ihm angeblich gar nicht mehr gehörte, weiter, tätigte Barbezüge im Casino Baden und Überweisungen nach Pakistan. Zeitweise verbuchte die Tep-TeX einen monatlichen Lohn für Ali S. von 7500 Franken in ihrer Buchhaltung. Zusätzlich bezahlte die Tep-TeX zwischen 2003 und 2007 private Rechnungen von Ali S. für 260 000 Franken.

Zugang zum Geld einfach gemacht

Aus der Sicht der Verteidigung handelt es sich bei den Zahlungen der Tep-TeX lediglich um Spesenvergütungen. Das könne man ihm nicht vorwerfen, liege es doch im Interesse der Allgemeinheit, dass Ali S. im Geschäftsleben wieder Fuss fasste. Aufgrund der Unterlagen lasse sich jedenfalls nicht nachweisen, wie gross der Beuteanteil von Ali S. an den korrupten Millionengeschäften war. Er macht geltend, die pakistanischen Generäle hätten ihn nie ausbezahlt. Wohl besitzt Ali S. mehrere Liegenschaften in Pakistan, doch sollen diese nur pro forma auf seinen Namen lauten. Und wer's nicht glaubt, soll das Gegenteil beweisen – es gilt die Unschuldsvermutung.

Unbestrittenermassen hat Ali S. dem Sozialamt seine Geschäfte verheimlicht. Angeblich war ihm die Deklarationspflicht nicht bewusst. Entsprechende Formulare will der gewiefte Geschäftsmann einfach unterschrieben haben, ohne sie zu verstehen. Der Verteidiger kehrte den Spieß vielmehr um: Das Sozialamt habe Ali S. den Zugang zum Geld so leicht ge-

macht, dass von betrügerischer Arglist keine Rede sein könne. Und just in den drei Monaten, während dem er in der Untersuchungshaft sass, sei ihm ein drei Millionen Franken schwerer Deal entgangen, der ihm nun aus der Staatskasse entschädigt werden solle.

Wie immer das Urteil auch ausfallen mag – die Einzigen, die im Fall Zaki alias Ali S. bis-



Empörung: Ex-Sozialvorsteherin Stocker.



Alles regelkonform: GPK-Leiter Egger.

lang rechtskräftig verurteilt wurden, sind jene, welche die Untersuchung gegen ihn ins Rollen gebracht und seine Machenschaften aufgedeckt haben. Kurz vor Weihnachten bestätigte das Bundesgericht den Schuldspruch wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses gegen Zopfi und Wyler. Diese Woche hat ihnen das Obergericht eine Kostennote über 17 722 Franken zugestellt. Margrit Zopfi schätzt die Prozesskosten auf gegen 100 000 Franken.

Ali S. wird dagegen kaum je zahlen. Angeblich ist er mittellos. So mag er auch nicht für seine Frau und seine Kinder aufkommen, die bis vor kurzem vom Sozialamt unterstützt wurden. Zwei Monate vor dem Prozess stellte das Amt die Zahlungen angeblich ein. Seine Frau müsse ihn nun abmelden, so kündigte Ali S. vor Gericht an, damit sie wieder Sozialhilfe erhalte. Wenigstens pro forma. Er werde weiterhin bei seiner Familie leben. ○

Im Kindergarten

Von Henryk M. Broder — Für den Frieden ist Aussenpolitikern kein Weg zu weit.



Die deutsche Aussenpolitik hatte immer etwas Infantiles an sich. Wie Kinder, die nicht erwachsen werden wollen, hingen die Deutschen am Rockzipfel der Verbündeten,

liessen sich versorgen und beschützen, um bei passender Gelegenheit die Eltern vors Schienbein zu treten. Zuletzt hat sich Deutschland bei der Libyen-Abstimmung im Unosicherheitsrat der Stimme enthalten, was den deutschen Aussenminister nicht davon abhielt, nach Gaddafis Sturz nach Tripolis zu reisen, um sich dort als Co-Sieger zu präsentieren.

Diese Woche war Ruprecht Polenz, der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses des Bundestages, in Israel, um – so konnte man auf seiner Homepage lesen – an der «Herzliya»-Konferenz teilzunehmen, dem «wichtigsten Forum für nationale und internationale Politik» in Israel. Ausserdem wollte er zwei Kindergärten – einen im Norden, einen im Süden des Landes – besuchen und Politiker und Parlamentarier zu Gesprächen treffen. Allerdings, im Programm der «Herzliya»-Konferenz war Polenz nicht gelistet. Und in einer Aussendung der deutschen Botschaft in Tel Aviv hiess es, Polenz werde «im Rahmen seiner Reise» eine «Einrichtung für Kleinkinder» und einen «jüdisch-arabischen Waldorfindergarten» besuchen, «der auch von Privatpersonen aus der Bundesrepublik unterstützt wird». Bei beiden Terminen waren Journalisten «herzlich willkommen». Von Treffen mit Politikern war in der Mitteilung der Deutschen Botschaft keine Rede.

Der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses des Bundestages reist also nach Israel, um zwei Kindergärten zu besuchen, von denen einer «von Privatpersonen aus der Bundesrepublik unterstützt wird». Zu diesen Privatpersonen gehört Ruprecht Polenz, der auf seiner Facebook-Seite für einen obskuren, nicht eingetragenen Verein wirbt, der für den «jüdisch-arabischen Waldorfindergarten» Geld sammelt. Wir werden also demnächst auf der Facebook-Seite von Polenz Bilder von Polenz zu Besuch in einem «jüdisch-arabischen Waldorfindergarten» sehen. Das ist der deutsche Beitrag zur Befriedung des Nahen Ostens. Und dafür ist dem Vorsitzenden des Auswärtigen Ausschusses kein Weg zu weit.

Folgenschwerer Fehlentscheid

Von Kurt Schiltknecht — Mit Sparen und höheren Steuern ist die Schuldenkrise im Euro-Raum nicht zu lösen. Ohne glaubwürdiges Konzept darf sich die Schweiz finanziell nicht weiter engagieren.

Zwölf Jahre nach Einführung des Euro gibt es keine Zweifel: Die Schaffung einer Einheitswährung für einen heterogenen Wirtschaftsraum war der grösste wirtschaftspolitische Fehlentscheid der Nachkriegszeit. Das lag nicht an der Europäischen Zentralbank, denn diese hat ihre Aufgabe gut erfüllt und für Preisstabilität im Euro-Raum gesorgt. Selbst die Tatsache, dass die Geldpolitik nach dem Ausbruch der Schuldenkrise zu restriktiv war, ändert an dieser positiven Beurteilung nichts.

Über die katastrophale Entwicklung der öffentlichen Verschuldung und deren Auswirkungen auf den Euro wird so viel diskutiert, geschrieben und gestritten, dass andere Probleme im Euro-Raum kaum noch Beachtung finden. Dabei haben sich im privatwirtschaftlichen Sektor der Euro-Länder bedrohliche makroökonomische Ungleichgewichte aufgebaut. In einer neueren Studie der Federal Reserve Bank of St. Louis wurde unter anderem die Entwicklung der Ertragsbilanzen der Euro-Länder unter die Lupe genommen. Der Verlauf der Ertragsbilanz gibt Hinweise auf die Leistungsfähigkeit eines Landes. Ein Überschuss bedeutet, dass ein Land einen Teil seiner Ersparnisse im Ausland anlegt. Umgekehrt besagt ein Defizit, dass ein Land zur Finanzierung seiner Investitionen teilweise auf ausländische Ersparnisse zurückgreift.

Während die Ertragsbilanz des gesamten Euro-Raums sich mehr oder weniger ausgeglichen entwickelt hat, ergibt sich für die einzelnen Länder ein anderes Bild. Während die nördlichen Länder Deutschland, Finnland, Niederlande und Österreich in den vergangenen zwanzig Jahren immer grössere Ertragsbilanzüberschüsse erwirtschafteten, wurden die jährlichen Defizite der grossen Schuldnerländer Griechenland, Irland, Portugal und Spanien immer röter und erreichten Grössenordnungen von bis zu zehn Prozent des Volkseinkommens.

An sich muss ein Ertragsbilanzdefizit nichts Schlechtes sein. Im Gegenteil, bei freien Kapital-, Güter- und Finanzmärkten fliessen die Ersparnisse dorthin, wo sie risikobereinigten den höchsten Ertrag abzuwerfen versprechen. Dies ist oft in weniger entwickelten Ländern der Fall. Vor allem Entwicklungsländer mit einer guten Wirtschaftsordnung profitieren von grossen Kapitalzuflüssen aus dem Ausland und weisen entsprechend grosse Ertragsbilanzdefizite auf.

Mit einem Rückgriff auf ausländische Ersparnisse kann ein Land mehr Investitionen tätigen, die Produktivität steigern und damit die internationale Wettbewerbsfähigkeit verbessern. Dies war im Euro-Raum nicht der Fall.

Falsche Annahmen

Der Rückgriff auf ausländische Ersparnisse führte in den südlichen Euro-Ländern zu keiner Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit. Im Gegenteil, wegen der im Vergleich zu den nördlichen Ländern höheren Inflationsraten verschlechterte sich die Wettbewerbssituation. Als Folge der divergierenden Inflation gab es auch Unterschiede bei den Realzinsen. In den südlichen Ländern waren sie um mehr als einen Prozentpunkt niedriger. Dies machte Sparen weniger attraktiv.

Mehr versprach man sich von kreditfinanzierten Investitionen im boomenden Immobilienbereich. Seit der Einführung des Euro verschuldete sich der private Sektor der südlichen Schuldnerländer pro Jahr mit knapp fünf Prozent des Volkseinkommens vornehmlich gegenüber den nördlichen Euro-Ländern. Diese dürften nur deshalb zur Gewährung von so vielen Krediten an die überschuldeten Länder bereit gewesen sein, weil sie davon ausgingen, dass jedes Euro-Land zahlungsfähig



bleibt und alle ungefähr das gleich grosse Risiko aufweisen. Inzwischen ist auch dem Dümmersten klar, dass diese Annahme falsch war. Die Banken der Überschussländer werden sich in den kommenden Jahren hüten, den südlichen Ländern im privaten Sektor Kredite zu gewähren. Da diese Länder wegen ihrer riesigen Staatsschulden den Gürtel ohnehin schon enger schnallen müssen, wird die Verknappung des Kreditangebotes die Krise dramatisch verschärfen.

Mit dem deutschen Rezept von Sparen und höheren Steuern können die Probleme nicht gelöst werden. Nur wenn die Gläubigerländer bereit sind, einen beträchtlichen Teil ihrer Guthaben bei den am meisten überschuldeten Ländern abzuschreiben, kann die Lage beruhigt und Zeit zur langfristigen Lösung der durch die Euro-Einführung ausgelösten Fehlentwicklungen gewonnen werden. Bis die Euro-Länder einen glaubwürdigen Lösungsansatz vorlegen, darf die Schweiz weder dem Internationalen Währungsfonds noch den Euro-Ländern zusätzliche Mittel zur Verfügung stellen.

Die neue Front

Von Hansrudolf Kamer — Im Gegensatz zu Libyen liegt Syrien im Schnittpunkt geostrategischer Interessen. Der Westen will den Sturz Assads, Russland möchte Vermittler spielen.



Berichte über Kämpfe in Vororten von Damaskus verstärken im Westen den Eindruck, dass sich das Assad-Regime nur noch mit letzter Kraft an die Macht klammert. Die Unruhen in andern Regionen Syriens scheinen ebenfalls zuzunehmen. Gleichzeitig sind erneut Bemühungen um eine Resolution des Uno-Sicherheitsrats im Gang, die Assad zum Rücktritt auffordert.

Der Generalsekretär der Arabischen Liga erklärte unumwunden, er suche die Unterstützung des Sicherheitsrates für den Vorschlag seiner Organisation, dass Assad zugunsten seines Stellvertreters zurücktrete. In der Folge müsse es zur Bildung einer Regierung der nationalen Einheit und zu Wahlen kommen.

An die Erfolgchancen dieser Initiative glaubt vorerst kaum jemand. Assad hat keinen Anlass, darauf einzugehen, und der innere Druck ist nicht stark genug, um ihn dazu zu zwingen. In Amerika ist die Diskussion über eine offene Militärintervention inzwischen zwar weiter gediehen. Doch hat Washington andere Sorgen.

Der Emir von Katar tritt für ein militärisches Eingreifen ein. In Saudi-Arabien ist die Sympathie dafür unverkennbar. Die Motive sind dabei nicht überall die gleichen. Eines der Pro-Argumente aus westlicher Sicht wäre Konsistenz: Die etwas löchrige Schutzverantwortung der Uno-Staaten («Responsibility to Protect») wurde im Fall Libyen angerufen – sie erhebt es zur Pflicht der Uno, Menschenrechtsverletzungen zu verhindern.

Der Uno-Sicherheitsrat ist nicht berühmt für Logik und ein konsequentes Befolgen eigener Grundsätze. Assad hat bereits mehr Landsleute umgebracht, als Gaddafi nur umzubringen drohte. Allein die Drohung des Libyers führte zur Nato-Intervention.

Es macht nicht den Anschein, als ob Assad unmittelbar vor dem Sturz stünde oder als ob es schnell zu einer militärischen Intervention von aussen käme, die dies bewirken könnte. Assad kontrolliert immer noch die wesentlichen Teile des Sicherheitsapparats. Die Zahl der Deserteure, die die sogenannte Freie Syrische Armee im Wesentlichen ausmachen, hat nicht ein Niveau erreicht, das ihm gefährlich

werden könnte. Waffenlieferungen von aussen an die Opposition sind zu spärlich. Der Westen zögert.

Doch stehen in Syrien – im Gegensatz zu Libyen – geostrategische Interessen auf dem Spiel. Der arabische Frühling hat den allgemeinen Status quo im Mittleren Osten erschüttert. Zwar wurden nur drei Diktaturen gestürzt. Jemen und Syrien sind Dominosteine, die wanken, mehr nicht. Das Assad-Regime gehört zur Abwehrfront, wie sie einmal genannt wurde, die westlichen Einfluss eindämmen und nach Ägypten und Jordanien einen arabischen Friedensschluss mit Israel unterbinden sollte. Die Sowjetunion war ihr Protektor.

Russlands schützende Hand

Die Front umfasst noch den Iran, Syrien, die Hisbollah in Libanon und die Hamas im Gazastreifen. Zwar beschäftigt sich die Hamas gegenwärtig selber mit einem internen Machtkampf und einem Führungswechsel. Auch sind Spannungen zwischen ihr und Syrien wie auch dem Iran sichtbar geworden. Die Hamas ringt wohl um eine Neuorientierung.

Russland hält noch immer eine schützende Hand über Damaskus und sperrt sich auch gegen eine Uno-Resolution, die über Unverbindliches hinausgeht oder – wie im Fall Libyen – von interventionswilligen Mächten extensiv

ausgelegt werden könnte. Den Plan der Arabischen Liga lehnt es ab.

Der russische Marineverband mit dem Flugzeugträger «Admiral Kusnezow» kreuzt seit Dezember im Mittelmeer und besuchte im Januar auch kurz Tartus, die alte Flottenbasis, die seit drei Jahren aufgemöbelt wird. Das war nicht mehr als Flagge zeigen. Lust auf eine militärische Konfrontation verspürt Moskau nicht. Auch für den Kreml sind die politischen Entwicklungen im Mittleren Osten schwer kalkulierbar geworden. Russland will keinesfalls zusammen mit dem syrischen Regime in der Region isoliert werden. Nachdem die Türkei und die Arabische Liga sich merklich von Assad distanziert hatten, änderte auch Moskau seine Haltung.

Im November gab es im Uno-Menschenrechtsrat bei der Syrien-Entscheidung Stimmhaltung. Zugleich wurde erstmals eine Delegation der syrischen Opposition in Moskau von Putin empfangen. Darauf folgte Tadel an der syrischen Regierung wegen unverhältnismässiger Gewaltanwendung.

Das alles war Vorbereitung für eine Vermittlerrolle, die Russland gerne spielen möchte, um sich aus einem Dilemma zu befreien. Als Friedensstifter könnte es seinen Einfluss in Syrien – und im Iran – bewahren, ohne dass es mit Assad untergehen oder generell mit unpopulären Autokraten identifiziert würde. Auch könnte es westlichen Einfluss blockieren.

Der Westen hat dagegen offenkundig ein Interesse an einem Sturz Assads – nicht notwendigerweise aus Sympathie für die Aufständischen. Wer den Iran schwächen wolle, erklärte vor einiger Zeit der König Saudi-Arabiens, sollte den Weg über Syrien wählen. Die Frage ist nur, mit welchen Mitteln.



Der Westen zögert: Protest gegen das Assad-Regime in Damaskus.

Mörgeli

Die Rückkehr der gepuderten Zöpfe

Von Christoph Mörgeli

Im Ancien Régime galten die staatlichen Institutionen als geheiligt. Sie waren darum unantastbar. Wer das beseligende Wirken der gottgegebenen Behörden anzweifelte, wurde eingekerkert, gefoltert und enthauptet. Grösstmögliche Heimlichkeit umgab sämtliche Staatsgeschäfte. Die Gnädigen Herren hassten nichts mehr als Transparenz, Kritik oder Reformvorschläge. Noch der Schweizer Bundesvertrag von 1815 hatte Ewigkeitsanspruch und kannte keine Revisionsklausel. Darum mussten sich die unterdrückten Untertanen mit Revolutionen von ihren Ketten befreien.

Wer heute gewisse Ansichten über unsere Institutionen vernimmt, staunt über die Rückkehr der alten gepuderten Zöpfe. Kashya Hildebrand, Gattin des gestolperten Nationalbank-Präsidenten, weiss hinter sich und ihrem Mann den lieben Gott höchstselbst. Johann Schneider-Ammann äussert sich landesväterlich schockiert über den Schock, den die «Institution Nationalbank» erleide. Der staatstragende Kolumnist des *Magazins* entsetzt sich über den «Angriff auf die Institution». Und der Basler Staatsrechtsprofessor René Rhinow jammert: «Die Institutionen dürfen nicht in Misskredit gebracht werden.»

Diese Bewahrer einer heiligen Ordnung haben irgendwie das Zeitalter der Aufklärung verpasst. Kritik ist nämlich in einer funktionierenden Demokratie nicht nur erlaubt, sondern erwünscht und zwingend notwendig. Unsere Institutionen waren noch nie gefährdet durch kritische Stimmen von aussen. Sondern durch Versagen, Unfähigkeit und Amtsmissbrauch im Innern.

Nicht die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) konnte die Institution Armee schädigen. Das taten Samuel Schmid, Christophe Keckeis, Roland Nef und Konsorten umso gründlicher. Nicht Mörgeli war schuld an der Destabilisierung der Bundesanwaltschaft. Sondern die Bundesanwälte Roschacher und Beyeler, die ausländische Drogenkriminelle auf unbescholtene Bürger ansetzten. Nicht Blocher verantwortet das Beben an der Nationalbank-Spitze. Sondern Philipp Hildebrand, der sich statt als nationaler Währungshüter als Privatbankier für die eigene Tasche gebärdete. Wer wie der aktuelle Bundesrat den Schmutz in den Institutionen zudeckt, schadet den Institutionen. Wer diesen Schmutz – wie eine gewisse «nationalkonservative» Partei – anprangert und aufdeckt, rettet die Institutionen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Unkraut verdirbt nicht

Von Peter Bodenmann — Das visionäre SP-Parteiprogramm: Den Kapitalismus mit Genossenschaften überwinden.



Der lange Arm des US-Imperiums reichte bis nach St. Gallen: Raiffeisen-Bancomat.

Die SP Schweiz will – wenn man ihr langweiliges Parteiprogramm bis zum Ende liest – den Kapitalismus überwinden. Wie? Vorab mit Genossenschaften.

Diese Strategie hat der Mutter aller linken Parteien viel Kritik eingebracht. Zu Unrecht, wie sich bereits kurz nach Drucklegung des Programms herausstellt: Die Raiffeisenbank ist eine Genossenschaft mit vielen lokalen Genossenschaften und 1,7 Millionen Mitgliedern. Die Bank Wegelin & Co. ist die älteste Privatbank der Schweiz. Als die UBS in den USA unter Druck kam, übernahmen die Wegelin-Banker die Betreuung von UBS-Steuerhinterziehern samt deren Konten. Konrad Hummler und Co. waren überzeugt, der lange Arm des US-Imperiums reiche nicht bis nach St. Gallen.

Gier macht blind: Die klügsten Köpfe der Schweizer Bankenszene verstehen die Welt und deren Mechanik nicht. Wer die UBS in die Knie zwingt, macht aus einer Bank Wegelin & Co. vor dem Frühstück einen Quick-Burger.

Als das Wasser in der «Costa Wegelin» anstieg, handelten der Kapitän und seine Offiziere blitzschnell. Sie verkauften den Laden über Nacht an die ebenfalls in St. Gallen ansässige Raiffeisenbank. Wie viele Juristen haben sich diesen Schachzug ausgedacht? Wie wasserdicht sind ihre Konzepte? Wer rettet die 1,7 Millionen Genossenschafter vor dem Durchgreifen der amerikanischen Steuerbehörden?

Die Zukunft war, ist und bleibt unsicher. Deshalb sind Prognosen genauso sicher wie Kaffeesatzlesen. Und vergleichbar reizvoll.

Prognose 1 — Konrad Hummler wird als Präsident des Verwaltungsrates der NZZ zurücktreten. Weil sonst auch noch die alte Tante NZZ zur Geisel der Amerikaner wird.

Prognose 2 — Die Amerikaner werden alles unternehmen, um die Strippenzieher dieses St. Galler *Bubentrickli* beim Wickel zu kriegen. Ausser sie erhalten neunzig Prozent des tatsächlichen Verkaufserlöses der real nicht mehr existierenden ältesten Privatbank der Schweiz.

Prognose 3 — Die Raiffeisenbank wird mit der übernommenen Privatbank und deren Vermögensverwaltungsgeschäft nicht glücklich werden. Welche Reichen wollen schon von Genossenschaftern betreut werden? Welche Boni-Banker unter ihnen arbeiten? Aus Notenstein wird Leichenstein.

Prognose 4 — Der Hummler ist ein Brummer. Er wird nach der Regelung der Steuergeschichten mit den USA die Restbestände der alten Privatbank von der Raiffeisenbank zurückkaufen. Ohne Partner. Und den New Wegelin Corporation Trust gründen. Und diesen zu neuer Blüte bringen.

Denn Unkraut verdirbt nicht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ruf, Reputation, Renommee

Von Kurt W. Zimmermann — In den Medien gewinnt die Lehre des Moralismus weiterhin rasant an Anhängern.

Darf Konrad Hummler weiterhin VR-Präsident der *Neuen Zürcher Zeitung* sein? Oder muss er gehen?

Es ist derzeit die meistdiskutierte Frage in der Medienbranche. Mit der Frage stehen wir mitten im Minenfeld des Moralismus. Der Moralismus ist die Lehre, wonach nur makellose Mitmenschen gesellschaftliche Ämter ausüben dürfen. Die Sittenstrenge des Moralismus sagt, dass auch private und halbprivate Fehlritte eine öffentliche Funktion unmöglich machen.

Roland Nef zum Beispiel stellte privat seiner Ex-Freundin nach. Dadurch war er als Armeechef nicht mehr geeignet. Bruno Zuppiger bediente sich privat in einem Erbfall. Dadurch war er als Präsident des Gewerbeverbandes nicht mehr tragbar. Philipp Hildebrand tätigte private Devisengeschäfte. Dadurch war er als Präsident der Nationalbank nicht mehr zu halten.

Konrad Hummler hat seine Privatbank Wegelin zur Adresse für US-Steuerhinterzieher gemacht und ist damit gescheitert. Dadurch, so das moralistische Gesetz, ist er auch als Präsident der NZZ unbrauchbar. Ein umstrittener Banker ist nicht mehr geeignet, Druckmaschinen zu kaufen oder ein Redaktionskonzept zu beschliessen.

Natürlich hat die Blick-Gruppe am heftigsten die Moralkeule geschwungen. «Bankier Hummler – Risiko für die NZZ!», stand zuoberst auf der Titelseite. Moralismus ist speziell für den Boulevard, aber nicht nur für den Boulevard, ein bewährtes Erfolgsprinzip. Empörungsbewirtschaftung – wie schon von Botschafter Thomas Borer bis Bankier Thomas Matter – garantiert in den Medien stets den wohlfeilen Applaus des Publikums.

Moralismus ist im Journalismus oft gekoppelt mit Alarmismus. Der Alarmismus dramatisiert den schrecklichen Schaden für die jeweilige Organisation, wenn das Zielobjekt weiter im Amt verbleibe. Den schrecklichen Schaden für die Armee, den Gewerbeverband, die Nationalbank oder die NZZ können die Journalisten allerdings nicht mit harten Fakten belegen. Darum müssen diffuse Worthüllen her. Es droht also ein Verlust an «Reputation», an «Ansehen», an «Image», an «Ruf» oder an «Renommee». Das kann keiner überprüfen.

Muss Hummler als VR-Präsident der NZZ also zurücktreten? Es ist eine schwierige Frage.

Nicht zurücktreten muss er dann, wenn sein Verkauf der Bank Wegelin nur zu allerlei Geschwätz über Imagefragen führt, ansonsten



Rare Doppelbegabung: Geschäftsmann Hummler.

aber keinen Einfluss auf die strategische und operative Ausrichtung des Medienhauses hat. Stünde Hummler etwa dem Ringier-Verlag vor, die Debatte wäre schnell beendet. Ein Unterhaltungskonzern lebt nicht primär von seiner Reputation, er lebt von seinen Umsätzen.

Nun ist Hummler aber der Präsident unserer einzigen Tageszeitung, der die Wirtschaft hohe Kompetenz attestiert. Was im Wirtschaftsteil der NZZ steht, wird geglaubt. Ihr wird vertraut, weil das Blatt im Gegensatz zur Konkurrenz und auch im Gegensatz zur eigenen Sonntagsausgabe auf Skandalisierung und Moralisierung verzichtet.

Der Ruf der NZZ ist demnach nicht eine Frage von schwammigem Renommee. Es ist eine Frage des Geschäftsmodells. Bezahlt wird hier für Glaubwürdigkeit und Gradlinigkeit. Ein belasteter Präsident jedoch belastet auch das Blatt. Es ist unausweichlich, dass Hummlers Schatten künftig über alle Spalten fällt, die sich mit den Themen des Finanzplatzes auseinandersetzen.

Ich kenne Hummler von politischen wie wirtschaftlichen Kontakten. Ich halte ihn für einen brillanten Analytiker, eine rare politisch-ökonomische Doppelbegabung, einen heiteren Spötter und einen konsequenten Geschäftsmann. Es wäre sehr zu bedauern, wenn er nicht mehr VR-Präsident der NZZ wäre. Doch ich denke, es geht leider nicht anders.

7,5 Millionen Franken für das WEF

Von Alex Reichmuth

Etwa 2600 Teilnehmer konnte das diesjährige World Economic Forum begrüßen, das am Sonntag in Davos zu Ende ging. Damit sichergestellt ist, dass die Reichen und Einflussreichen an diesem



Anlass unter sich bleiben, verlangte das WEF auch dieses Jahr horrende Eintrittspreise. Wer eingelassen werden will, muss Mitglied beim Forum sein, was jährlich 50 000 Franken kostet. Das eigentliche Billett schlägt dann nochmals mit mindestens 16 000 Franken zu Buche. Damit kann man aber erst an den allgemeinen Tagungen dabei sein. Wer an privaten Sitzungen mit Firmenchefs teilhaben will, muss zum Beispiel ein «Industry Ticket» lösen oder «Strategic Partner» sein, was weitere Hunderttausende Franken kostet. Das WEF verfügt denn auch über ein stattliches Jahresbudget von über 150 Millionen Franken.

Man könnte annehmen, dass das WEF für die Kosten aufkommt, das es generiert. Doch dem ist nicht so. Um die Sicherheit der wohlbetuchten WEF-Gäste zu garantieren, müssen jedes Jahr Tausende von Polizisten mit entsprechender Ausrüstung und Material aufgeboden werden. Zudem steht die Armee mit etwa 5000 Mann im Einsatz. Das WEF übernimmt aber nur einen Teil der Kosten. Von den 8 Millionen Franken für die Sicherheit bezahlt das WEF lediglich 2 Millionen. Die übrigen 6 Millionen Franken bleiben am Kanton Graubünden (2 Millionen), der Landschaft Davos (1 Million) und dem Bund (3 Millionen) hängen. Nichts bezahlt das WEF auch an die 1,5 Millionen Franken Zusatzaufwand, die der Einsatz der Armee im Vergleich zu einem ordentlichen Ausbildungs- und Flugdienst generiert. Insgesamt muss der Staat also mit 7,5 Millionen Franken einspringen.

Der Grund für diese Grosszügigkeit findet sich in der Botschaft des Bundesrates von 2009 zum World Economic Forum. Darin bezeichnete die Regierung das WEF als ein «für die internationalen Interessen der Schweiz ausserordentliches Ereignis», an dessen Durchführung die Schweiz ein «nationales Interesse» habe. Angesichts der zahlungskräftigen Klientel des WEF ist es dennoch unverständlich, dass die Kosten für die Sicherheit an den Steuerzahlern hängenbleiben.

Leserbriefe

«Es ist zu billig, einfach alle Zahlen der ETH-Studie in Frage zu stellen.» *Arthur Descombes*



«Jetzt kommt die Quittung»: ETH Zürich.

Marke ETH schützen

Nr. 4 – «Grüne Träume statt Fakten»;
Alex Reichmuth über die ETH

Der *Weltwoche* und dem Autor gebührt Dank für den kritischen Artikel über den angekratzten Ruf der ETH. Tatsächlich erregen Botschaften aus dem Elfenbeinturm wie beispielsweise die «2000-Watt-Gesellschaft» weltweit Kopfschütteln. Ansatzpunkt einer zielführenden Umwelt- und Klimapolitik können vernünftigerweise nur die Emissionen und nicht der Energiekonsum als solcher sein. Die Bemühungen des geschätzten ETH-Präsidenten Ralph Eichler, die «2000-Watt-Gesellschaft» als Metapher (= beispielhaftes Gleichnis) zu relativieren, nützen nichts, wenn dies als verbindliches Ziel in kantonalen und gemeindlichen Erlassen verankert wird. Die ETH-Führung sollte sich meines Erachtens vermehrt mit dem angemessenen Schutz der Marke ETH befassen, damit diese nicht von parteilichen Umwelt- und Energiepolitikern in unwissenschaftlicher Weise instrumentalisiert werden kann.

Konrad Studerus, Santo Domingo (Dom. Rep.)

Nun zerpflückt die *Weltwoche* also noch die ETH. Sicher ist die ganze Energiewende kein Spaziergang. Es ist aber zu billig, einfach alle Zahlen der ETH-Studie in Frage zu stellen. Man bedenke doch, dass knapp dreissig Jahre zur Verfügung stehen! Man stelle sich nur vor, was es vor einer solchen Zeitspanne alles noch

nicht gab, was heute selbstverständlich ist. Der Artikel in der *Weltwoche* übersieht zum Beispiel den grossen Fortschritt, der in Deutschland passierte auf dem Gebiet der Fotovoltaik. Wollen wir denn, dass dasselbe passiert wie damals 1967 in der Uhrenindustrie, als nämlich der erste Mikrochip für eine Uhr für zehn Jahre in der Schublade landete, weil die damaligen Uhrenbarone die neue Technologie verfehlten? Hätte man dies damals aufgegriffen, könnte die Schweiz heute an vorderster Front mitmischen auf dem Gebiet der Mikroelektronik. Sollen denn jetzt die Strombarone die grosse Chance für den Werkplatz Schweiz vermasseln?

Arthur Descombes, Kerzers

Der Artikel über die ETH war überfällig: Arroganz, Inkompetenz und Ideenklau blieben leider ohne Folgen. Jetzt kommt halt die Quittung. Sie haben den Anschluss an die moderne thermische Forschung verloren. Da geht man halt ins Ausland: wo man das Know-how und die Innovation zu schätzen weiss. Pech gehabt. Provinz lässt grüssen.

Arno Fimian, Zollikerberg

Die Antworten des ETH-Präsidenten Ralph Eichler auf die Interviewfragen sind höchst interessant, weisen sie doch sehr anschaulich auf das Spiel und die Verflechtungen zwischen Gesellschaft, Politik und Wissenschaft mit all ihren Ansprüchen hin. Spannend wäre aber auch die Einbindung der Geisteswissenschaften

mit der Verfolgung der Frage, wo all diese Interessengruppen wohl heute stünden, wenn niemand auf die Möglichkeit der Kernspaltung und die Nutzung von Kernenergie gestossen wäre, und ob eine Abbiegung dorthin beim heutigen Stand der Dinge überhaupt noch möglich wäre. Auf einen grossen Teil der aktuellen elektronischen Dienste und somit auch unserer Flexibilität müsste wohl zugunsten eines bewussten und lebenswerteren Lebens verzichtet werden.

Hans Christian Müller, Zürich

Die Schweiz hat ein Energieziel. Sie weiss noch nicht, wo es ist und wie es aussieht; sie weiss auch noch nicht, wie sie dorthinkommt, aber sie weiss, wann sie dort ankommen wird. Viel Glück auf der Abenteuerreise!

Hansmartin Bächler, Hedingen

Leuenberger in Budapest

Nr. 4 – «Gehasst, vergöttert, missverstanden»;
Boris Kálnoky über Viktor Orbán

Eine kleine Ergänzung zum Artikel. 2006, als die Ungarn gegen die kommunistisch-sozialistische Regierung demonstrierten, weilte gerade unser damaliger Bundesrat Moritz Leuenberger in offizieller Mission in Budapest und kritisierte, diffamierte die Demonstranten mit herablassenden Bemerkungen. Offenbar hatte er für eine sozialistische Regierung, die stalinistische Methoden gegen Demonstranten anwendete, mehr Sympathien als für das Recht der freien Meinungsäusserung.

Antal Pasqualetti, Wangen

Zeter und Mordio

Nr. 4 – «Lehrer sollen in die Lehre»;
Philipp Gut über Lehrerbildung

Endlich wird die Fehlentwicklung in der Lehrerbildung wenigstens einmal thematisiert, und natürlich werden die jetzigen «Bildungshochburgen» Zeter und Mordio schreien. Aber wenn sie in ihrer Weltfremdheit nicht selber merken, dass bei einer katastrophal kurzen Verweildauer im Beruf von oft kaum zwei Jahren bei der langen und teuren Ausbildung von Junglehrern etwas nicht stimmt, dann ist ihnen nicht zu helfen. Geholfen werden muss jedoch dringend der Lehrerausbildung selber: sofortiges Rückfahren der weit übertriebenen Akademisierung, bedeutende Aufstockung der praktischen Anleitung in den Schulzimmern, sinnvolle Ausweitung der Möglichkeiten für Quereinsteiger und so weiter. Wie man dann die neuen Zugangswege bezeichnet, ist sekundär. «Lehrerlehre» wäre zwar originell, dürfte aber kaum durchkommen. Die Ideen dieser Reformgruppe weisen jedoch eindeutig zum richtigen Ziel.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Ich selber bin ein an einem Lehrerseminar ausgebildeter Primarlehrer und momentan vertretungsweise als Klassenlehrer in einer Sonderschule tätig. Zudem bin ich selbständig erwerbender Sozialarbeiter. Ich bin zwar alles andere als ein SVP-Fan, aber die Idee der Berufslehre für Lehrer besticht in fachlicher, sozialer und ich denke auch in finanzieller Hinsicht. Das Ziel einer Berufslehre für Lehrer muss eine höhere Qualität der Berufsausbildung sein. Dabei ist wichtig, dass das Ganze auch wissenschaftlich begleitet wird (für Lehrpläne, Lehrmittel, Politik usw.).

Das Ganze sähe aus meiner Sicht in etwa so aus: Berufslehre in Schulen, wie im SVP-Vorschlag enthalten. Geeignete Personen mit weniger hervorragenden Schulleistungen hätten so eine Chance, einen interessanten und erfüllenden Beruf zu erlernen. Die pädagogische Hochschule (PH) sollte in kleinerer Form weiterexistieren: als Unterrichtsstätte für die Lernenden und als Hochschulbildungs- und Forschungsstätte für Wissenschaft und Studentenschaft. Fachlich betrachtet, müsste die PH die Sache mitmachen. Durch die allenfalls eingesparten Kosten könnten vermehrt Tagesstrukturen an den Schulen angeboten werden. Da die Fachrichtung Soziale Arbeit ebenfalls Interesse an solchen Praktikaplätzen hätte, ergäbe sich eine relativ kostengünstige Win-win-Situation. Zudem hätten die Fachhochschulen für Soziale Arbeit und die PH die Möglichkeit, interdisziplinärwissenschaftlich zu arbeiten. Konsequenz: Synergien, höhere Qualität und geringere Gesamtkosten.

Stefan Kirchgraber, St. Gallen

Angesichts des verbreiteten Unbehagens über den Leistungsausweis der pädagogischen Hochschulen (PH) ist eine Diskussion über die zukünftige Gestaltung der Lehrerausbildung legitim. Die PH sind aus den bestehenden Lehrerseminaren hervorgegangen. Vielfach wurde in denselben Gebäuden, mit demselben Personal, jedoch unter neuem Namen weitergearbeitet. Den Beweis einer qualitativ verbesserten Ausbildung blieb man weitgehend schuldig. Es wurde zwar munter verakademisiert, aus biedereren Lizentiats wurden über Nacht Dozenten. Doch der für die Ausbildung erhoffte Schub aus den Forschungsabteilungen blieb aus. Zu stark waren diese damit beschäftigt, die vorgegebene Bildungspolitik durch Auftragsgutachten zu rechtfertigen.

Ein weiterer Kritikpunkt betrifft den Bezug zur Schulrealität, der vermittelt wird. Die tradierten Lerninhalte orientieren sich an den Bedürfnissen der Dozenten. Diese können sich weiterhin ohne erfolgreiche Praxiserfahrung in der Lehrerausbildung durchmogeln. Trotz aller berechtigten Kritik ist der (geheime) Vorschlag der SVP zur Abschaffung der PH unausgegoren. Entscheidend für eine erfolgreiche

Lehrerbildung ist die Verbindung der Theorie mit dem praktischen Schull Handwerk. Ob dabei unsere Universitäten besser abschneiden, muss bezweifelt werden. Die Zukunft der Ausbildung liegt in einer gestrafften Grundausbildung, die mit einer obligatorischen Weiterbildung während der ersten Schuljahre verknüpft ist.

Urs Kalberer, Malans

Widersprüchlicher Spitzenbanker

Nr. 4 – «Blick in die Zukunft»; Oswald Grübel über den Schweizer Finanzplatz

Der Text offenbart in aller Schärfe die Widersprüchlichkeit und die notorische Wahrnehmungsverzerrung des ehemaligen Spitzenbankers. Während er es einerseits in staatsgläubiger Selbstverständlichkeit als Auftrag der Nationalbank betrachtet, in Krisenzeiten grandios gescheiterte Banken zu retten, profiliert er sich andererseits als lupenreiner Verfechter des freien Marktes, wenn es um die Festlegung einer Wechselkursuntergrenze zur Rettung von Arbeitsplätzen geht.

Ebenso bizarr ist seine Aussage, dass verbesserte Transparenzvorschriften der Grossbanken alles andere als vertrauensfördernd seien. Banken seien demnach in früheren Zeiten nur deshalb erfolgreicher gewesen, weil diese offensichtlich ihre Geschäfte noch im Verborgenen abwickeln konnten. Mit Verlaub: Das ist ein Affront eines Verlierers gegenüber all denjenigen Bankspitzen vergangener Jahrzehnte, die einen soliden Job mit nachhaltigem Erfolg erledigten und noch wussten, was eine komfortable Eigenmittelbasis wert ist. Vielleicht hat Grübel immerhin mit seiner Prognose recht, dass die Schweiz in zehn Jahren wieder einen Wirtschaftsboom erleben wird. Bis dann werden sich nämlich, ob freiwillig oder unfreiwillig, zahlreiche Kasinokapitalisten aus dem Schweizer Finanzmarkt verabschiedet haben.

Pirmin Hotz, Zug

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Single-Frau in Bezug auf das eigene Alter lügen? *Sophie Meier*

Mit Ihrem Vorhaben wären Sie sicher nicht alleine. Von Xenia Tchoumitcheva (23–25) über Monica Bellucci (43–48) bis zu Jennifer Lopez (42–43) nehmen es die Frauen mit dem Alter nicht so genau. Und sogar Zsa Zsa Gabor, die zwischen 90 und 100 Jahre alt ist, will ihr wahres Alter nicht verraten. Ein bisschen Schummeln beim Flirten ist darum nicht so schlimm und bringt keinen um. Sie müssen sich aber fragen, ob es sich lohnt, den potenziellen Traummann mit einer Lüge auf sich aufmerksam zu machen. Ist er ein guter Typ, steht er auf Sie, egal ob Sie eine Acht, eine Neun oder schon wieder eine Null mit sich rumtragen. Wenn Sie aber lügen, müssen Sie zwei Regeln befolgen: Fangen Sie rechtzeitig damit an. Je länger es her ist, dass Sie über Ihr wahres Alter geredet haben, je schwieriger wird es, Sie an einer Zahl festzumachen. Versuchen Sie ausserdem, beim Schummeln zu bleiben und nicht zu lügen, dass sich die Balken biegen. Mit 31 lieber 29 zu sein, ist in Ordnung. Mit 35 als knapp Volljährige durchgehen zu wollen, nicht.

Deborah Neufeld

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Einsam in den Untergang

Der Bundesrat nimmt die Angriffe der amerikanischen Justiz auf Schweizer Banken kampfflos hin. Wegelin ist das jüngste Beispiel: Die Behörden liessen es zu, dass die USA während der Verhandlungen im Steuerstreit ein traditionsreiches Institut abschiessen. Wann wacht Bern auf? *Von Pierre Heumann*



Keine Unterstützung: Hauptgebäude der Bank Wegelin in St. Gallen.

Die Einladung kam überraschend. Am vergangenen Freitag bot Raiffeisen kurzfristig zur Medienkonferenz auf, um über die Übernahme der Bank Wegelin zu informieren. Das Interesse der Journalisten war gross. Wegelin hatte am selben Tag von «einer zunehmend bedrohlichen Situation gegenüber den USA» gesprochen. Entsprechend dramatisch fielen die Berichte in den Samstagsausgaben aus. «Zerschlagung der Bank Wegelin», titelte die NZZ, «Wegelin kapitulierte in New York» die *Sonntagszeitung*, und der *Tages-Anzeiger* meinte: «Mit der Bank Wegelin endet ein Kapitel Wirtschaftsgeschichte».

Das Aus der ältesten Schweizer Bank, hätte man annehmen können, würde in der Politik harte Reaktionen provozieren: Proteste, Widerstand, Depeschen nach Washington. Doch nichts da. Bern zeigte im Gegenteil Verständnis für das Vorgehen der Amerikaner.

Mehrere Bundesräte rügten das Verhalten der Schweizer Banken. Man müsse anerkennen, dass die Banken in den USA Fehler gemacht haben, sagte zum Beispiel Bundesrätin Doris Leuthard am World Economic Forum in Davos. Johann Schneider-Ammann, der Wirtschaftsminister, machte auf Selbstbeschuldigung und schloss sich den Vorwürfen Amerikas gegenüber dem Finanzplatz an: Die un versteuerten Vermögen in der Schweiz seien ein ernsthaftes Problem, «das wir bewältigen müssen», liess er sich zitieren. Verdeckte Botschaft: Wenn Schweizer Banken ins Visier der Amerikaner geraten, müssen sie sich selber an der Nase nehmen.

Sympathien für die Gegenseite

Tatsächlich? Die politischen Selbstkasteiungen und Sympathiebekundungen für die Gegenseite erstaunen. Denn das Vorgehen der Ame-

rikaner spottet rechtsstaatlichem Gebaren. Was den Schweizer Finanzplatz angeht, gilt nicht mehr die Unschuldsvermutung, sondern die Schuldvermutung. Das ist um so folgenschwere, als der Finanzplatz die Entschlossenheit der US-Justiz, bis zum bitteren Ende zu gehen, unterschätze, sagt der ehemalige Wirtschafts-anwalt Ulrich Kohli. Die Justizbehörden, würden ihre Fälle mit Einschüchterung und Erpressung lösen.

Eigentlich kann Amerika eine Bank im Ausland nicht anklagen. Um jemanden ausserhalb der USA vor ein Gericht zu bringen, muss die Justiz ein Steuervergehen als *conspiracy* darstellen: ein bandenmässiges Zusammenspannen von Bank und Kunde zum Zweck des Steuerbetrugs. Wenn die Justiz beweisen kann, dass die Bank Kunden aktiv zu Steuerdelikten angestiftet habe, kann sie die Bank packen – auch wenn deren Sitz nicht in den USA ist. Verhäng-

nisvoll für Schweizer Banken ist, dass die USA den Begriff der Anstiftung extensiv interpretieren, wie selbst US-Anwälte einräumen.

Stimmen die Vorwürfe? Hat sich die Wegelin-Bank der gezielten Anstiftung amerikanischer Kunden zu Steuervergehen schuldig gemacht? Es gibt auch in der Schweiz einige Kritiker, die über das Gebaren der St. Galler nur den Kopf schütteln. Ausgerechnet die Bank des wortgewandten und provokativen Finanzpublizisten und NZZ-Präsidenten Konrad Hummler soll, so wird anonym verbreitet, die «monumentale Dummheit» begangen haben, im Nachgang zur UBS-Affäre amerikanische Kunden aufzunehmen. Insider sind fassungslos, man wirft Wegelin einen Mangel an politischer Sensibilität und Risikobewusstsein vor.

Die Kritik am realpolitischen Fernblick der Führung mag berechtigt sein. Wegelin war bis vor kurzem ein Vorzeigemodell für eine erfolgreiche Vermögensverwalterin. Einen starken Wachstumsschub erfuhr sie vor vier Jahren. Als Kunden der UBS für ihre (oft auch unversteuerten) Vermögen einen neuen Hafen su-

te bei der Aufsetzung mysteriöser Strukturen, um Gelder vor dem Fiskus zu verstecken. Wegelin-Banker taten nichts dergleichen. Sie nahmen lediglich Kunden auf, denen die UBS das Konto gekündigt hatte. Und: Nach Schweizer Recht ist es einer Bank nicht verboten, unversteuerte Gelder anzunehmen, solange sie nicht aktiv zum Steuerbetrug anstiftet.

Eine eingehende Analyse zeigt: Es gab bei Wegelin nie eine Strategie, US-Kunden zu gewinnen. Ein bandenmässiges Anstiften zur Steuerhinterziehung lässt sich kaum nachweisen. Bei den neuen Kontoinhabern handelte es sich in der Regel um *Walk-in*-Klienten. Auch bestand bei Wegelin kein spezieller Amerika-Desk, der sich um die Akquisition von US-Bürgern gekümmert hätte. Aus glaubwürdigen Quellen wird zudem versichert, dass es sich bei Vergehen von Wegelinbankern bloss um Einzelfälle gehandelt habe, die den Argwohn amerikanischer Steuerbehörden hätten anstacheln können. Aber nach heutigem Kenntnisstand gibt es keine Hinweise darauf, dass Wegelin den ihr von den USA vorgeworfenen Straftatbestand auch nur annähernd erfüllte.

wichtig eine Lösung mit den USA sei, mahnte Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf, «so dass nicht weitere Banken in ähnliche Situationen geraten». Die Bundesräte liessen unerwähnt, dass die Banken noch nicht angeklagt, geschweige denn verurteilt sind. Als ob bereits alles bewiesen wäre, als ob ein ordentliches Gerichtsurteil vorläge, zeigten sie geradezu unheimliches Einfühlungsvermögen für die amerikanischen Angriffe, die mit Wegelin ein erstes prominentes Opfer forderten.

Nichts tun, aber systematisch

Das Nichtstun wirkt systematisch. Mehrere Bundesräte waren spätestens zu Jahresbeginn über die drohende Attacke auf die Bank Wegelin informiert. Doch sie blieben passiv. Zum Beispiel Didier Burkhalter, der neue Aussenminister: Er verzichtete auf einen Protest dagegen, dass ein Schweizer Institut in den USA unter Druck gesetzt, ja faktisch erpresst wird, bevor es schuldig gesprochen ist. Als Chef der Diplomatie hätte er Angriffe auf die Schweizer Bank mit dem Argument kontern können, dass derzeit Verhandlungen im Gan-



«Strukturanpassung»: Schneider-Ammann.



Rüge an die Banken: Leuthard.



Schweigen: Burkhalter.

chen mussten, liess sich Wegelin nicht zwei Mal bitten. Die Strategie, ehemalige UBS-Kunden zu übernehmen, war bei den Partnern zwar umstritten. Einige warnten vor den Risiken und fürchteten sich vor dem Zorn und möglichen Sanktionen der US-Behörden. Doch die Skeptiker setzten sich nicht durch.

Wegelin tat nichts Verbotenes

Vielleicht war es unklug, aber widerrechtlich war es nicht. Wegelins Geschäftspolitik unterschied sich von derjenigen, die der UBS Probleme mit der US-Justiz gebracht hatte. Diese hatte der UBS vorgeworfen, in Amerika mit illegalen Methoden Kunden angeworben zu haben. Vorgehalten wurde UBS-Mitarbeitern, bei der Einreise den wahren Zweck ihres Trips verheimlicht, Computer mit Daten versteckt oder für Kunden Bargeld in die Schweiz transportiert zu haben. Ausserdem halfen UBS-Leu-

Vor diesem Hintergrund stellt sich verschärft die Frage: Warum wurde die altehrwürdige Privatbank von den Schweizer Behörden nicht entschiedener verteidigt? Warum haben es die Schweizer Autoritäten hingenommen, dass eine unbefleckte Traditionsbank ins Trommelfeuer amerikanischer Staatsanwälte geraten konnte, ohne – nach heutigem Kenntnisstand – die ihr vorgeworfenen Delikte auch nur in Ansätzen verschuldet zu haben? Haben Bundesrat und Finanzmarktaufsicht Finma versagt?

Tatsächlich: Kaum war die Traditionsbank Wegelin & Co. wegen des Steuerstreits mit den USA auseinandergebrochen, fiel der Bundesrat dem St. Galler Institut in den Rücken. Bundesrätin Doris Leuthard sprach von Fehlern. Die Schweiz stehe beim Bankgeheimnis international isoliert da, liess sich Volkswirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann entschuldigend vernehmen. Es zeige sich, wie

ge sind, um die bilateralen Steuerprobleme auf politischem Weg zu lösen. Wenn im Kriegsfall die streitenden Parteien Friedensverhandlungen aufnehmen, ist es streng verboten, das Feuer zu eröffnen. Im Steuerstreit mit den USA nahm es der Schweizer Bundesrat hin, dass die Amerikaner während der Verhandlungen eine Schweizer Traditionsbank ab-schiessen.

Auch Johann Schneider-Ammann, der Wirtschaftsminister, schloss sich den Anschuldigungen Amerikas an: Das Problem mit den unversteuerten Vermögen in der Schweiz sei ein ernsthaftes Problem, «das wir bewältigen müssen», liess er sich zitieren. Den Entscheid der Bank Wegelin, das Nicht-US-Geschäft der Raiffeisenbank zu verkaufen, stellte er in krasser Missachtung der Wirklichkeit lediglich als «eine Strukturanpassung» dar, die «Effizienzgewinne, Mehrwert und einen Beitrag zur

Entwicklung des Schweizer Finanzplatzes bringe». Er verharmloste den Vorgang möglicherweise auch deshalb, um die aufreizende Passivität der Landesregierung zu rechtfertigen.

Und Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf? Noch einen Tag, bevor das Ende der Bank Wegelin besiegelt wurde, behauptete sie vor laufenden Kameras, dass die Verhandlungen mit den USA bis Ende Jahr erfolgreich abgeschlossen werden könnten. Nachdem sie über den Verkauf informiert worden war, sprach sie verniedlichend von einem «privatwirtschaftlichen Entscheid zweier Unternehmen, den wir nicht kommentieren». Auf einen Protest dagegen, dass die amerikanische Justiz politische Verhandlungen vorwegnehme, wartete man auch bei ihr vergebens. Auch die Präsidentin akzeptierte, dass die Gegenseite schießt, während man gemeinsam über den Frieden verhandelt.

«Sie haben versagt»

Die Behörden unternahmen nichts, um den Schweizer Finanzplatz im Kampf für das Bankgeheimnis zu unterstützen. «Sie haben politisch versagt,» sagt der Zürcher Finanzprofessor Martin Janssen. Als Freund von Wegelin-Partner Hummler ist er im Fall «Wegelin vs. USA» ein engagierter Beobachter. «Die blossе Androhung einer Anklage reicht, um einer Bank den Garaus zu machen», entrüstet er sich. Die Schweizerische Nationalbank, die Finma und das dem Finanzdepartement unterstellte Staatssekretariat für internationale Finanzfragen hätten sich schützend vor den Schweizer Finanzplatz stellen sollen, argumentiert Janssen. Denn es gehe nicht in erster Linie um das Ende einer Bank, deren Kunden sich ja ein neues Institut suchen können, sondern um die Destabilisierung des ganzen Finanzplatzes. «Solche Ereignisse sind ein deutliches Signal insbesondere auch an die ausländischen Kunden aller involvierten und weiterer Banken, sich neu auszurichten und ihre Gelder in ihr Heimatland, nach Singapur, nach Mittelamerika oder anderswohin zu transferieren», sagt Janssen.

Hat man die St. Galler ins Messer laufen lassen? Hat man Wegelin geopfert, um die zornigen Amerikaner milde zu stimmen, auf dass sie sich keine grössere Bank, zum Beispiel die ebenfalls anvisierte Credit Suisse, unter Feuer nehmen? Der Bundesrat hatte jedenfalls nichts gegen die Absicht der Bank Wegelin einzuwenden, US-Steuersünder seinerzeit als Kunden zu akzeptieren. Das Schweizer Gesetz stellt, wie bereits dargelegt, nur Anstiftung zur Steuerhinterziehung unter Strafe, nicht aber die Entgegennahme von un versteuerten Geldern. Das ist das Problem des Kunden, nicht der Bank.

Auch die Finanzmarktaufsicht – früher EBK, heute Finma – hiess die Kontoeröffnungen von ehemaligen UBS-Kunden gut,



Lösung mit den USA: Widmer-Schlumpf.

zumind est indirekt. Sie schritt nicht ein, als die UBS ihre amerikanischen Offshore-Kunden aufforderte, sie sollten ihr Geld und ihre Wertpapiere auf eine andere Bank überweisen. Die EBK segnete damit ab, dass offshore-Kunden der UBS zu anderen Schweizer Banken wechselten.

Vergebliches Hoffen

Hummler wusste, dass eine drohende Anklage das Ende seiner Bank sein könnte. Wenn eine Bank in den USA angeklagt ist, kann sie keine Dollarkonten haben oder Börsenaufträge ausführen lassen. Der Ausschluss vom weltweit grössten Finanzmarkt bedeutet das Aus für jede Bank. Hummler wusste aber auch: Um

«Die blossе Androhung einer Anklage reicht, um einer Bank den Garaus zu machen.»

keinen Preis würde er die Namen seiner Kunden verraten.

Wegelin hatte bis zum Ende auf Unterstützung der Behörden gehofft. Würde man eine Bank hängen lassen, wäre das ein Präzedenzfall für alle anderen Banken, welche die US-Behörden ins Visier genommen haben, schrieb die Bank am 9. Januar in einer Medienmitteilung. Um die Gefahr abzuwenden, dass sie nach einer Anklage von allen anderen Banken gemieden würde und keine Dollarzahlungen leisten könnte, baute die Privatbank auf die Hilfe der Finma und der Nationalbank. Sie würden dafür sorgen, dass das Interbankengeschäft «unter keinen Umständen» gestört würde. Doch bei beiden Stellen stiess sie auf taube Ohren.

Die Bank Wegelin suchte deshalb nach weiteren Lösungen, um die Gefahr aus den USA auf ein Minimum zu reduzieren. Sie schlug der Finma vor, ihre US-Kunden in eine separate Bank einzubringen, eine «Bad Bank». Damit hofften die St. Galler, die Anklage auf einen kleinen Teil der Bank zu beschränken. Doch



Überzeugungsarbeit: Raiffeisen-Chef Vincenz.

die Finma verweigerte ihre Zustimmung – aus Angst vor Amerika. Die Finanzmarktaufsicht befürchtete, dass die US-Behörden die Ausgliederung als Trick werten könnten, mit dem sich die Wegelin reinwaschen wollte, vermutet ein Top-Banker: «Die Berner Finanzmarktaufsicht wollte der US-Justiz keinen Vorwand liefern, um gegen die systemrelevante Credit Suisse vorzugehen.»

Amerikas Zorn

Die Angst vor dem Zorn Amerikas überschattete auch die Verkaufsverhandlungen. Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz musste seinen Verwaltungsrat zunächst davon überzeugen, dass die Übernahme der Wegelin-Bank unbedenklich sei, weil die US-Kunden ausgegliedert würden. Als er die Finma informierte, stellte sie ihm ebenfalls die Frage: «Könnte der Kauf die Raiffeisen-Gruppe mit US-Klagen konfrontieren?» In der Folge nahm Vincenz Kontakt mit amerikanischen Anwälten auf und wollte von ihnen wissen: Werden die Amerikaner diese Lösung akzeptieren?

Am Donnerstag, 19. Januar, gab die Finma ihr O.K. zum Deal – allerdings erst, nachdem Wegelin-Juristen von US-Staatsanwälten die stille Einwilligung zum Deal erhalten hatten. In New York war es 16 Uhr, in Bern bereits 22 Uhr. Trotz der späten Stunde reagierte die Finma sofort. Und stellte vor dem Verkaufsabschluss eine weitere Bedingung, erneut mit Blick auf die USA. Ein Teil des Verkaufserlöses müsse auf ein Sperrkonto einbezahlt werden. Die Amerikaner sollten wissen: Für Forderungen gegen Wegelin ist Geld auf der Seite. Erst als diese Bedingungen akzeptiert waren, konnten Hummler und Vincenz den Vertrag unterschreiben.

Bankier Konrad Hummler kann jetzt nur auf einen fairen Prozess hoffen – in dem seine Chancen nicht mal schlecht wären. Er sei zuversichtlich, hört man. Freuen könnte er sich aber nur beschränkt darüber. Seine Bank wäre zwar freigesprochen. Aber sie hätte keine Kunden mehr. ○

Messias des Bodenständigen

Konrad Hummler war der streitbarste Bankier der Schweiz. Mit dem Verkauf der Bank Wegelin hinterlässt der 58-jährige Ostschweizer in der Finanzbranche eine grosse Lücke.

Von René Lüchinger

Er ist ein Berg von einem Mann, ein Kopf mit Charakter, argumentativ rudernd die Arme, charmant ostschweizerisch der Dialekt, wortgewaltig seine Statements. Und an diesem Réduit des Swiss Banking haben sich verunsicherte Bankkunden aufgerichtet und zahlreiche Gegner die Zähne ausgebissen. Jetzt ist Konrad Hummler weg. Zurück bleibt eine Lücke.

Konrad Hummler war der Letzte aus der Zunft der Schweizer Privatbankiers, die in ihrer aktiven Zeit Geld und Geist, Weitläufigkeit und Diskretion zu vermählen wussten. Wie einst Alfred E. Sarasin, der diskrete Basler Privatbankier. Wie einst Hans J. Bär, der grosse Zürcher Privatbankier. Wie Hans Vontobel, der letzte noch lebende Doyen aus der Gilde. Und jetzt ist auch noch Konrad Hummler abhandgekommen.

In diesem erlauchten Zirkel ist Konrad Hummler der Einzige, der ohne klingenden Nachnamen, ohne eine Privatbankendynastie im Rücken, in dieses Geschäft eingestiegen ist. Sein Vater, Alfred Hummler, arbeitete beim Eidgenössischen Statistischen Amt und in der



Macht des Wortes: Hummler.

Kundengeldern von einer Milliarde Franken und einem Inhaber, der im Pensionsalter stand und kinderlos war. So verkaufte der asketische Eugster an Hummler. Am 1. März 1991 wurde dieser zum unbeschränkt haftenden und geschäftsführenden Teilhaber – und damit zum Gesicht der Bank.

rechtschmiedete. Er gab Sprüche zum besten, wie sie hierzulande kein Privatbankier in den Mund nahm. Kapitalflucht? «Ist Notwehr.» Das Bankgeheimnis? «Ein Asylrecht.» Hohe Steuersätze in Deutschland? Wer da «nicht Steuern hinterzieht, ist dumm». Die USA? «It's time to say goodbye.» Verbriefte US-Hypotheken? «Gammelfleisch.»

Brillante Geistesblitze

Mit Wollust schleuderte er seine brillant formulierten Geistesblitze in die Welt hinaus und versteckte so sein intellektuelles Handeln hinter einer bodenständigen Attitüde. Mit Bratwürsten aus St. Gallen und in meist historischen Örtlichkeiten pflegte Konrad Hummler in der Folge vor grossem Publikum über Banking und Anlagen zu referieren, und der Andrang war so gross, dass manch ein Besucher nur im Nebenraum vor dem Bildschirm an den Lippen des neuen Messias im Swiss Banking hängen konnte.

Wegelin war plötzlich hip, und Konrad Hummler war zur Stimme des guten alten Swiss Bankings geworden, als das Bankgeheim-

Garantiert für ein Allzeithoch.

made by Gübelin.




GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

Zementindustrie, er war freisinniger Nationalrat und Stadtmann in St. Gallen. Alles spielte sich weit entfernt vom Bankengeschäft ab. Dann stieg der Sohn bei der damaligen Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG) ein, wurde Assistent beim Präsidenten Robert Holzach.

Saftwurzel aus Berufung

Unter gewöhnlichen Umständen wäre daraus wohl nicht viel mehr als eine respektable Grossbankkarriere geworden. Doch dann kam die grosse Chance des Konrad Hummler. In der Gallusstadt betrieb Ende der achtziger Jahre der Privatbankier Arthur Eugster seine Wegelin-Privatbank, ein Kleininstitut mit kaum drei Dutzend Angestellten, mit stolzer 250-jähriger Geschichte, aber bescheidenen

In seinem ersten Interview gab sich die spätere Saftwurzel Hummler noch handzahn. Er philosophierte in gestelzten Sätzen über den japanischen Aktienmarkt. Schnell muss ihm klar geworden sein, dass das so nicht gehen konnte mit seiner Bank Wegelin. Schliesslich hatte er mit Bankkrediten und zusammen mit seinem Partner Otto Bruderer eine Bank gekauft, von der aufgrund ihrer marginalen Grösse und peripheren Lage in der Ostschweiz kein Mensch Notiz nahm.

Gegen die drohende Missachtung setzte er die Macht des Wortes. Das Vehikel dafür entdeckte er in den historischen Archiven seiner eigenen Bank. Seit 1909 erschien dort siebenmal im Jahr ein Anlagekommentar, den Konrad Hummler zu seiner rhetorischen Waffe und zur Werbebotschaft seiner Wegelin zu-

nis noch etwas galt und Steuerhinterziehung noch ein Kavaliersdelikt war. Viele Kunden sehnten sich in diese Zeiten zurück, vertrauten diesem Hummler ihre Gelder an, und Wegelin schwoll zu einer Privatbank mit 25 Milliarden Franken Kundengeldern und über einem Dutzend Standorten von Basel bis Winterthur. Und das wurde womöglich zu Konrad Hummlers Problem: Der Markt wurde für die 700 Wegelianer immer enger. Da konnte die Übernahme von 1,2 Milliarden Dollar unversteuerter Gelder von US-Kunden aus dem Portefeuille der UBS immerhin ein Ventil darstellen.

In seinem letzten Brief an seine Kunden kapitulierte Konrad Hummler mit folgendem Satz: «Es ist unser Ziel, dass Wegelin & Co. und ihre Teilhaber ehrenvoll in die Geschichte eingehen.» ○

Nestlé und die Papageien

Ein neuer, allseits gefeierter Film wirft dem Schweizer Nahrungsmittelkonzern Nestlé vor, armen Bauern das Grundwasser wegzupumpen, um sich daran zu bereichern. Die Vorwürfe sind falsch, aber sie frischen Uralt-Klischees auf, die immer noch gut ankommen. *Von Alex Baur*



Legitime Methoden: Wasser-Werbung von Nestlé in Pakistan.

Das Trinkwasser geht uns aus, die Menschheit steht vor einer globalen Schlacht um die letzten Quellen. Das ist nicht etwa das Szenarium eines billigen Science-Fiction-Thrillers, sondern die Grundlage eines Films, der ernst genommen werden will und an den Solothurner Filmtagen mit stehenden Ovationen gefeiert wurde: «Bottled Life» von Urs Schnell und Res Gehriger. Der Streifen mit dem Untertitel «Die Wahrheit über Nestlés Geschäfte mit dem Wasser» geht aber noch einen Schritt weiter. Der Lebensmittel-Konzern aus dem malerischen Vevey, so die Kernaussage, nimmt den Ärmsten der Armen das Wasser weg, um es teuer an die Reichen zu verkaufen.

Das wäre tatsächlich ein Skandal. Wenn es denn so wäre. Doch wirklich erschütternd an diesem Film, so viel vorweg, ist einzig die andächtige Kritiklosigkeit, mit der sämtliche Rezensionen den Film als unbequeme Wahrheit

zelebrieren. Von der *Woz* («Wie Wasser zur Ware wird») über den *Sonntag* («Wie Nestlé das Wasser abgräbt») bis zur *BaZ* («Sehenswerte Dokumentation»), vom Staatssender DRS («Ein gut recherchierter *wake-up call*») bis zum Monopolfernsehen SF («Kein einseitiger Film») sind sich alle einig: Die raren letzten Wasserquellen sind die Schlachtfelder der Zukunft, und der Nahrungsmittelmulti Nestlé hat sich mit menschenverachtenden Methoden den eigenen Anteil schon gesichert.

Die Irrtümer betreffen bereits das Grundsätzliche: Es ist, zunächst, mehr als fraglich, ob das Wasser weltweit tatsächlich knapp wird. Immerhin ist Wasserstoff (H) das Element, das auf der Erde am meisten vorkommt, und auch Sauerstoff (O) gibt es in Fülle. Die Verbindung der beiden Elemente, H₂O, Wasser eben, bedeckt 71 Prozent unseres Planeten. Gewiss, 97 Prozent des Wassers sind versalzt, und der Rest

ist zu zwei Dritteln in Eis gebunden. Doch es bleiben immer noch über 23 Millionen Kubik-kilometer Süßwasser, die zu über 99 Prozent als Grundwasser unter der Erdoberfläche liegen. Was wir als Seen und Flüsse wahrnehmen, entspricht nicht einmal der Spitze des Eisbergs. Wohl sind viele Gewässer verschmutzt, doch kann das Wasser heutzutage notfalls gereinigt oder sogar entsalzt werden.

Die hohe Kunst der Manipulation

Wenn Schweizer Filmemacher den grossen Durst prophezeien, wäre Misstrauen also angesagt. Das ist etwa so, als würden die Tuareg fürchten, der Menschheit könne der Sand ausgehen. Jedenfalls sind Überschwemmungen in unseren Breiten eine ungleich grössere Bedrohung als Dürren. Zweifellos gibt es Länder, in denen es umgekehrt ist. Doch kurioserweise kommen die Kassandrarufe, die über den Film «Bottled Life» verbreitet werden, fast ausschliesslich aus Europa und Nordamerika, wo die Menschen im Trinkwasser schwimmen.

Aus mitteleuropäischer Perspektive mag man sich wundern, wie es möglich ist, etwa in der pakistanischen Metropole Lahore über acht Millionen Menschen mit Wasser zu versorgen. Lahore liegt in der sogenannten semi-ariden Klimazone, wo ohne Bewässerung fast nichts wächst. Der einzige Fluss, der Ravi, kommt ausserhalb der Monsunzeit als kümmerliches Rinnsal daher. Die Bevölkerung ist deshalb auf Grundwasser angewiesen. Doch eben dieses Wasser soll, will man dem Film glauben, zusehends zum Luxus werden. Und daran soll Nestlé mitschuldig sein.

In Sheikhpura, 50 Kilometer von Lahore entfernt, füllt Nestlé Grundwasser in Flaschen ab, um es unter der Marke «Pure Life», so erfahren wir, teuer «an die Oberschicht» zu verkaufen. Die armen Nachbarn sitzen derweil auf dem Trockenen, weil Nestlé ihnen das Wasser buchstäblich unter den Füßen absaugt. Diesen Eindruck vermittelt «Bottled Life» zumindest.

Koautor Res Gehriger selber widerspricht dem vehement. Derartige Behauptungen, so erklärt er auf Anfrage leicht enerviert, habe er nie erhoben. Das stimmt. Gehriger, der in der Rolle des investigativen Journalisten durch den Film führt, sagt nirgends, Nestlé würde den Nachbarn das Wasser stehlen. Zumindest nicht er selber. Es sind die Bilder und die Zitate, welche diesen Eindruck bei sämtlichen Rezensionen entstehen liessen: abgemagerte

Bauern vor einem ausgetrockneten Brunnen, alte Frauen, die über verdrecktes Wasser klagen, und immer wieder die Firma Nestlé, die sich in Schweigen hüllt.

Res Gehrig und Regisseur Urs Schnell sind langjährige Mitarbeiter des Schweizer Fernsehens. Dort haben sie gelernt, wie man etwas sagt, ohne eine konkrete Aussage zu machen, auf die man behaftet werden könnte. Man kann den Autoren nicht einmal vorwerfen, sie hätten die Gegenseite nicht zu Wort kommen lassen. Allerdings nur in homöopathischen Dosen. So hört man, dass Nestlé Arbeitsplätze schaffe und soziale Projekte fördere. Doch darum geht es in diesem Film nicht. Vielmehr verstärkt die schüchterne Widerrede den Eindruck eines verlogenen, profitgierigen Multis, der sich ein karitatives Mäntelchen umwirft, um ungestört über Leichen zu gehen.

Wie so oft findet die Manipulation vor allem dort statt, wo das Wesentliche verschwiegen wird. Die Wasser-Quelle von Nestlé ist eine von Tausenden kontrollierter Grundwasserfassungen, die in der Region von Lahore angezapft werden, und sie ist bei weitem nicht die grösste. Der leere Brunnen, den die Schweizer filmten, steht am Rande eines Maisfelds, und dort dürfte auch die Erklärung zu finden sein: 90 Prozent des Wassers werden in jener Gegend von der Landwirtschaft genutzt, nicht vom Schweizer Lebensmittelkonzern. Auf Betreiben der pakistanischen Sektion des WWF musste die Firma Nestlé mit zwei Umweltverträglichkeitsprüfungen sogar nachweisen, dass sie das Grundwasser von Sheikhpura nicht übermässig nutzt.

Der Staat ist schuld, nicht der Konzern

Wenn die öffentliche Verwaltung von Sheikhpura ihren Bürgern kein sauberes Leitungswasser liefert, liegt dies nicht in der Verantwortung von Nestlé. Die im Film erhobene Anklage, die schmale pakistanische «Oberschicht» würde mithilfe des Konzerns den Armen das Wasser wegtrinken, ist geradezu absurd. Doch wenn der Name Nestlé im Zusammenhang mit der Dritten Welt fällt, schaltet bei vielen Zeitgenossen die kritische Vernunft aus. Dann plappern sie wie Papageien das gelernte Programm ab. Es kann nicht sein, dass ein Lebensmittel-Multi in der Dritten Welt mit legitimen Methoden profitabel wirtschaftet. Für die Ernährung in den Entwicklungsländern, so das gängige Klischee, sind die Hilfswerke zuständig.

Diese haben Nestlé bereits in den 1970er Jahren als Sündenbock für das Elend der Dritten Welt entdeckt. Damals ging es um Baby-nahrung, die der Lebensmittelkonzern in armen Ländern Spitälern kostenlos zur Verfügung stellte. Damit, so der Vorwurf, würden die Gebärenden vom Stillen abgehalten. Die Empörung war enorm, Nestlé musste Busse tun. Und keiner fragte, ob die Frauen in den

Entwicklungsländern nicht freiwillig zur Baby-nahrung griffen. Seit der Kolonialzeit hält sich hartnäckig die Ideologie: Die Menschen in der Dritten Welt brauchen den weisen Rat des weissen Mannes, der sie unterstützt und ihnen das richtige Leben beibringt.

Nestlé taucht seither regelmässig in den Kampagnen der Drittwelt-Aktivisten auf: Schoggistängeli mit Milch von Kühen, die mit Gentech-Mais gefüttert wurden, Schokolade aus Kakao, der in Afrika durch Kinderhände gepflückt wurde, Nespresso-Kapseln mit Kaffee, der in Kolumbien «unfair» (will heissen: ohne den Segen der Gewerkschaften) gewonnen wurde, Kekse mit Öl von Palmen aus Indonesien, die man im gerodeten Regenwald gepflanzt hat. Wenn es darum geht, Nestlé für das Leid der Welt verantwortlich zu machen, ist die Fantasie grenzenlos. Das Grundmuster aber ist immer dasselbe: Der reiche Multi macht Profite auf Kosten der Ärmsten.

Nestlé dient wie keine andere Firma als Feindbild, mit dem Hilfswerke das (schlechte) Gewissen ihrer Spender gewinnbringend be-

Für die Ernährung in der Dritten Welt, so die Propaganda, sind die Hilfswerke zuständig.

wirtschaften: Sie sind so arm, weil wir so reich sind. Nach diesem Muster, das einer nüchternen Analyse nicht standhält, politisiert und polemisiert auch die kanadische Aktivistin Maude Barlow seit vielen Jahren gegen den Lebensmittelkonzern und gegen dessen Flaschenwasser im Besonderen.

Maude Barlow, eine Art Sarah Palin der amerikanischen Linken, bekannt geworden als Mitstreiterin des Agitprop-Filmers Michael Moore, führt als zweite Leitfigur durch «Bottled Life». Im Film wird die Aktivistin allerdings als angebliche Vertreterin der Uno präsentiert. Man muss schon sehr genau hinschauen, um zu erkennen, dass Barlow bei der Uno lediglich ein kurzes Beratermandat innehatte, vor ein paar Jahren.

Der Kampf ums Wasser ist ein altes Anliegen der Hilfswerke. Tatsächlich ist der Zugang zu sauberem Trinkwasser in Entwicklungsländern seit je ein gravierendes Problem, das mutmasslich mehr Opfer fordert als der Hunger. Allerdings nicht, weil es zu wenig Wasser gäbe. «Bottled Life» zeigt dies eindrücklich am Beispiel der ehemaligen nigerianischen Hauptstadt Lagos. Die Acht-Millionen-Stadt liegt in der subtropischen Klimazone und ist von Seen umringt. Dank seiner Erdölvorräte ist Nigeria für afrikanische Verhältnisse relativ reich. An der Armut allein kann es also nicht liegen.

Obwohl dies technisch ohne weiteres möglich wäre, ist der nigerianische Staat offenbar nicht in der Lage, seine Bürger mit Trinkwas-

ser zu versorgen. Doch wenn der Staat versagt, dann fordern die Aktivisten noch mehr Staat. Das entspricht einer Forderung der Hilfswerke, die sich wie ein roter Faden durch «Bottled Life» zieht: Das Gut Wasser gehört der Allgemeinheit, ergo muss der Zugang zu den Quellen vom Staat monopolisiert, kontrolliert und besteuert werden.

Klare weltanschauliche Gesetze

Bis in die 1990er Jahre gehörte die Verstaatlichung und Umverteilung des Kulturlandes zu den Hauptforderungen der Hilfswerke. Nachdem alle Agrarreformen in der Dritten Welt mit oft verheerenden Folgen gescheitert waren, verlagerten die Helfer den Fokus aufs Wasser. Die Auswirkungen sind identisch: Anstatt Reichtum zu schaffen, erreicht man mit der Verstaatlichung der Ressourcen, von der in erster Linie Funktionäre profitieren, höchstens eine gleichmässigere Verteilung des Elends. Der Boom von Flaschenwasser in Entwicklungsländern ist nicht die Ursache, sondern die Folge staatlichen Versagens.

Nestlé hat sich dem Film «Bottled Life» verweigert und jede Kooperation mit den Produzenten abgelehnt. Man kann der Firma ihr Schweigen nicht einmal verübeln. Selbst wenn Nestlé die besten Argumente präsentiert und nachgewiesen hätte, dass das Problem nicht bei Nestlé liegt, sondern bei den korrupten und unfähigen Regierungen, wäre der Film kaum vorteilhafter für die Firma herausgekommen. Man stelle sich vor, Schnell und Gehrig hätten einen Film über die haltlosen und oft erpresserischen Attacken von «Drittweltisten» gegen Nestlé gedreht. Ein solcher Film wäre von keiner staatlichen Institution gesponsert, von keiner Jury prämiert worden. Das subventionierte Dokumentarfilmschaffen folgt klaren weltanschaulichen Gesetzen.

Brabecks schlaues Marketing

Abgesehen davon liegt «Bottled Life» im Grunde unfreiwillig auf der Linie von Nestlé. Der Konzern hat mittlerweile gelernt, die Kritik gewinnbringend in seine Strategie einzubauen. Wasser ist ein leuchtendes Beispiel dafür. Schon vor fünf Jahren erklärte Peter Brabeck, der ehemalige CEO und langjährige VR-Präsident von Nestlé, anlässlich des World Economic Forum in Davos das Trinkwasser zum wichtigsten Thema der Zukunft. Brabeck hat seither keine Gelegenheit ausgelassen, um den Wert von Wasser anzupreisen. Wir müssten uns daran gewöhnen, predigte er auch heuer am WEF, dass gesundes Wasser nicht vom Himmel falle und einen Preis habe. Aus der Sicht des weltweit grössten Anbieters von Flaschenwasser ergibt das Sinn. Solange der Zugang zum Wasser kontrolliert, besteuert und damit für alle verteuert wird, hat Nestlé florierende Absatzmärkte. ○

Der Löwe führte die Dompteure

Neue Erkenntnisse im Fall Hildebrand: Der Ex-Präsident der Nationalbank nahm an Sitzungen von Bundesrat und Bankrat teil, an denen über sein Schicksal befunden wurde. Hildebrands PR-Berater bestimmte die Strategie. Das Versagen der Aufsicht nimmt immer kuriosere Formen an. *Von Philipp Gut*



Verschworene Verteidigungsgemeinschaft: Ex-SNB-Chef Hildebrand und Bankratspräsident Raggenbass an der Pressekonferenz vom 5. Januar.

Die Meldung kam fast verschämt daher. Der *Sonntag* wartete in seiner jüngsten Ausgabe mit interessanten Facetten zum Fall Hildebrand auf. Allerdings wurden die Informationen an den unteren Rand der Zeitungsseite gedrängt, als ob man sie bewusst nicht allzu hoch hängen wollte. Auch mit einer klaren Einschätzung hielt man sich zurück. Worum geht es?

Der Bericht enthüllt sprechende Details über die mangelnde Aufsicht und Kontrolle im Fall Hildebrand. Und er zeigt, wie der persönliche PR-Berater des gestrauchelten Nationalbank-Präsidenten zwei grosse Sonntagszeitungen widerstandslos für seine Zwecke einzuspannen vermochte.

Ins Rollen kam die Affäre am 23. Dezember mit einer merkwürdigen «Mitteilung des Bankrats der Nationalbank», also des Aufsichtsgremiums, das die Notenbank und deren Direktionsmitglieder zu kontrollieren hat. Ohne dass zuvor auch nur ein einziges Medium über den Fall berichtet hätte, tat der Bankrat einer überraschten und irritierten Öffentlichkeit unmittelbar vor den Weihnachtsfeiertagen kund: «Gerüchte gegen den Präsidenten des Direktoriums erweisen sich als haltlos.» So stand es bereits im Titel des Communiqués.

Das war, wie man heute weiss, eine gezielte Irreführung. Doch damals wusste das noch niemand.

In Bern läuteten an jenem 23. Dezember die Alarmglocken. Auch der Bundesrat beriet über die Affäre. In einer ausserordentlichen Sitzung wollte die Regierung entscheiden, wie das Problem Hildebrand zu lösen sei. Doch der Bundesrat, der die Direktoriumsmitglieder wählt und gegebenenfalls abwählt, diskutierte nicht allein. Mit am Tisch sassen Philipp Hildebrand und Bankratspräsident Hansueli Raggenbass. Mit andern Worten: Hildebrand konnte mitreden, als seine Rolle untersucht, als über sein Schicksal entschieden wurde.

Hildebrand konnte mitreden, als seine Rolle untersucht, als über sein Schicksal entschieden wurde.

Zwar betont die SNB nachträglich, Hildebrand sei «im Ausstand» gewesen, als seine Stellungnahme und die Prüfungsberichte von PwC sowie des Direktors der Eidgenössischen Finanzkontrolle beurteilt wurden. Aber kann eine Aufsichtsbehörde wirklich ihre Funktion wahrnehmen, wenn der «Gegenstand» der Untersuchung ständig mit von der Partie ist? Kommen so tatsächlich alle kritischen Punkte ungeschminkt auf den Tisch?

Eine unabhängige Aufsicht sieht anders aus. Es entsteht der Eindruck einer verschworenen

Verteidigungsgemeinschaft, einer Kumpanei der Aufsicht mit ihrem Objekt: mit Philipp Hildebrand.

Weitere Recherchen bestärken den Befund. Hildebrand und seine persönlichen Berater bestimmten auch die Strategie mit, mittels der die Öffentlichkeit informiert werden sollte – oder eben nicht. «Nachdem der Bankrat Herrn Hildebrand das Vertrauen ausgesprochen hatte, wurde die Kommunikation unter Einbezug von ihm festgelegt», bestätigt SNB-Sprecher Walter Meier auf Anfrage der *Weltwoche*.

Auch hier gilt also: Hildebrand durfte mitreden. Die ominöse Medienmitteilung vom 23. Dezember («Gerüchte gegen den Präsidenten des Direktoriums erweisen sich als haltlos») verfassten «unter der Leitung des Bankratspräsidenten Vertreter von Direktorium, Mitarbeiter der SNB und Berater», wie die Nationalbank zugibt.

Es war der Auftakt einer ebenso fulminanten wie risikoreichen Kommunikationsoffensive, die am Sonntag, 1. Januar 2012, auf ihren Höhepunkt zusteuerte und die mit der Veröffentlichung der Hildebrandschen Kontobewegungen in der *Weltwoche* vier Tage später in sich zusammenstürzte.

Federführend war der PR-Berater Jörg Denzler mit seiner in Zürich ansässigen Agentur Balanx. Ja, er habe von Hildebrands Anwalt

Peter Nobel den Auftrag bekommen, den prominenten Mandanten durch die sich anbahnende Krise zu navigieren, bestätigt Denzler gegenüber der *Weltwoche*. Passend dazu preisen sich die Balanx-Berater auf ihrer Homepage als «Hochseilartisten» an, die «exponierten» Persönlichkeiten «Sicherheit in heiklen Situationen» garantieren.

Ungefiltert in die Sonntagspresse

Denzler ging aufs Ganze. Und er nahm volles Risiko. Um die zu erwartenden kritischen Fragen und Recherchen von Hildebrand und der SNB abzuwenden, inszenierte er ein Ablenkungsmanöver. Bewusst drehte er die Affäre ins Politische.

Als Branchenkenner wusste er um die pawlowschen Reflexe, die der Name Blocher bei vielen Journalisten und Lesern auslöst. Denzler ging zur Chefredaktion der *Sonntagszeitung* sowie zum Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*, Felix E. Müller, einem «branchenbekanntem Blocher-Gegner» (*Der Sonntag*). Offenbar war er sich sicher, dass seine Botschaft dort ungefiltert übernommen wurde.

Das Kalkül ging auf. Die Journalisten verfolgten die ausgelegte Fährte. Im Fall der *Sonntags-NZZ* griff der Chefredaktor persönlich zur Feder. Felix E. Müller schrieb über «Blochers fragwürdige Rolle» und kolportierte die Falschaussage, Hildebrands Devisentransaktionen seien über das Konto seiner Frau abwickelt worden. Ins gleiche Horn stiess die *Sonntagszeitung* («Blocher schwärzte Nationalbank-Chef an»).

Das Manöver schien zu gelingen, ein paar Tage lang verdeckten die politischen Nebelketten die Sicht auf das Wesentliche: auf die Devisen- und Aktienspekulationen des Nationalbank-Präsidenten.

Der Nebel verzog sich vier Tage später. Am Donnerstag, 5. Januar, veröffentlichte die *Weltwoche* die relevanten Bankdaten Hildebrands, die seine Spekulationen im Vorfeld währungspolitischer Eingriffe der SNB schwarz auf weiss belegten.

Mit einer eilends einberufenen Pressekonferenz und dem Versuch, die umstrittenste Transaktion auf seine Frau abzuwälzen, konnte er sich vorübergehend etwas Luft verschaffen. Doch die Faktenlage war zu erdrückend.

Der Bankrat, der den SNB-Magier lange gedeckt hatte, rückte von ihm ab. Am folgenden Montag trat Hildebrand zurück. Mit dem Rücktritt endete auch das Mandat von Krisenberater Denzler.

Der Chefredaktor der *Sonntagszeitung* liess bis Redaktionsschluss eine Anfrage der *Weltwoche* unbeantwortet. Felix E. Müller von der *NZZ am Sonntag* schrieb: «Sie werden verstehen, dass ich keine Diskussionen über Quellen führe, vor allem nicht, wenn Ihre Quelle der <Sonntag> ist.» ○

Affären

Echo der Warner

Politiker, Staatsrechtler, Journalisten unken von einer «Destabilisierung der Schweiz». Unsinn.



Keine Anhaltspunkte: Bundesanwalt Lauber.

Das junge Jahr hat bereits ein dröhnendes Schlagwort geboren. Allenthalben wird im Ton einer endzeitlichen Entscheidungsschlacht vor einer «Destabilisierung der Institutionen», ja sogar «der Schweiz» gewarnt. Gemeint sind nicht etwa die unzimperlichen Methoden, mit denen die USA gegenwärtig den Schweizer Finanzplatz attackieren. Auch nicht die Erschütterungen des europäischen Kontinents im Zuge der staatlichen Schuldenkrisen. Und noch weniger die kaum auf bundesrätliche Gegenwehr stossenden Versuche der EU, der Schweiz ihr Rechtssystem aufzudrücken. Alles Entwicklungen, die tatsächlich beunruhigend sind.

Die Reizfigur und die Reizpartei

Nein, gemeint ist etwas anderes. Es geht um die vergleichsweise bescheidene Rolle, welche die Reizfigur Christoph Blocher und die Reizpartei SVP in der Affäre Hildebrand spielten: Hinter dem «Briefträger» (Blocher), der korrekterweise die damalige SP-Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey über die Vorwürfe an SNB-Präsident Hildebrand in Kenntnis setzte, wittern politische Gegner und Kommentatoren einen grossangelegten Angriff auf tragende Säulen des Staates.

«Blocher betreibt eine Destabilisierung der wichtigsten Institutionen», die die Schweiz habe, sagte die Basler SP-Ständerätin Anita Fetz. Andere Politiker hauten in dieselbe Kerbe. Und der Staatsrechtler und ehemalige FDP-Ständerat René Rhinow meinte: «Wenn konsequent wichtige Institutionen in Zweifel gezogen werden, könnte dies zu einem gefährlichen Vertrauensverlust führen.»

Die echohaften Warnrufe stellen die Tatsachen auf den Kopf: Nicht der Überbringer der Botschaft, nicht diejenigen, welche die Missstände aufklären, gefährden die Institutionen. Sondern deren fehlbare Exponenten.

Die Bundesanwaltschaft dementiert

Den Vogel schoss allerdings der *Sonntag* ab. «Der Bundesanwalt steht bereit», titelte das Aargauer Wochenblatt in seiner jüngsten Ausgabe. Der neue Bundesanwalt Michael Lauber warte nur darauf, einzugreifen. «Sobald er im Fall Hildebrand eine Verletzung der Stabilität der Schweiz sieht, wird er sich einschalten», behauptete die Zeitung.

Die «Destabilisierung der Schweiz»: Mit Verlaub, was soll das für ein Straftatbestand sein? Stehen wir kurz vor der Machtübernahme durch eine zu allem bereite Terrorzelle? Steuert das Land auf einen blutigen Bürgerkrieg zu?

Die Aufregung droht ins Komische abzugleiten. Rechtsprofessor und SP-Nationalrat Daniel Jositsch kann sich «nichts» unter einem solchen Delikt vorstellen. Die Bundesanwaltschaft (BA) habe schon genug problematische Fälle produziert, die noch nicht aufgearbeitet seien. Einen neuen brauche sie nicht auch noch, so Jositsch.

Und was sagt die Bundesanwaltschaft, die angeblich in den Startlöchern stehe, dazu? Bei den «möglicherweise in Frage kommenden Delikten wie z. B. Verletzung des Bankgeheimnisses [...] würde deren Untersuchung in die kantonale Zuständigkeit fallen», sagt Sprecherin Jeannette Balmer. Der BA lägen «bis dato keine konkreten Anhaltspunkte für eine strafbare Handlung im Rahmen der Bundeszuständigkeit vor».

Exakt dasselbe habe sie auch den «Berufskollegen» des *Sonntags* mitgeteilt.

Philipp Gut

Wer lügt, gewinnt

Ein unqualifizierter Afrikaner hat es leichter, in die Schweiz zu kommen, als ein hochqualifizierter Amerikaner. Der eine will arbeiten, darf aber nicht. Der andere darf arbeiten, will aber nicht. Zwei Geschichten aus dem Schweizer Migrationschaos. *Von Andreas Kunz*



Papierkrieg und unsinnige Vorschriften: Justizministerin Sommaruga.

Tom Kerry* ist Amerikaner, 50-jährig, und hat nur einen Wunsch: in der Schweiz leben und arbeiten. Er spricht Schweizerdeutsch, ist ruhig und höflich, hat sich bestens integriert und verfügt über eine Ausbildung als Gesangslehrer. Trotzdem hat er keine Arbeitserlaubnis bekommen und muss bald ausreisen. «Ich habe alles versucht, mein ganzes Ersparnis aufgebraucht und war zu den Behörden immer ehrlich», sagt Kerry. «Aber die Schweiz gibt mir leider keine Chance.»

Hamed Lani* ist Äthiopier, Alter unbekannt, und hat nur einen Wunsch: in der Schweiz leben und kassieren. Er spricht kein Wort Schweizerdeutsch, ist laut und rotzig, hat sich überhaupt nicht integriert und verfügt über keine Ausbildung. Trotzdem hat er eine Arbeitserlaubnis bekommen und darf auf unbestimmte Zeit im Land bleiben. «Ist mir egal, ob ich die Behörden angelogen habe», sagt

Lani. «Hauptsache, ich kann hierbleiben und bekomme jeden Monat mein Geld.»

Die beiden Geschichten könnten verschiedener nicht sein. Der eine Ausländer will arbeiten, aber darf nicht. Der andere darf arbeiten, aber will nicht. Der eine lügt – und wird belohnt. Der andere ist ehrlich – und wird bestraft.

Stelleninserate in 17 Ländern

Das Einzige, was die beiden Migranten verbindet, ist die Angst vor den Schweizer Behörden und der Wunsch nach Anonymität. Sie wollen es sich mit der Schweiz nicht verderben, denn längst ist diese für Ausländer wie Lani und Kerry zum Paradies geworden. Von überallher kommen sie ins Land und wollen ihr Glück versuchen. Doch die Zahl der Aufenthaltsbewilligungen für Menschen ausserhalb der EU ist beschränkt. Sowohl der Amerikaner Kerry wie auch der Äthiopier Lani stammen aus

einem sogenannten Drittstaat. Die Kontingente für diese Länder sind auf jährlich 8500 begrenzt. In den meisten Fällen gehen die Visa an hochqualifizierte IT-Mitarbeiter oder Kommunikationstechnologen grosser Firmen wie IBM oder Google. Unter die Kontingente fallen auch Fussballer aus Afrika, Au-pairs aus Australien oder Balletteusen aus Russland.

Auch Gesangslehrer aus den USA könnten sich eigentlich um eine Aufenthaltserlaubnis bewerben, aber Tom Kerry besitzt keinen gültigen Arbeitsvertrag – und deshalb muss er die Schweiz wieder verlassen. Zwar wollten ihn drei Plattenfirmen als *vocal coach* und Produzenten für ihre Englisch singenden Bands engagieren, aber letztlich war ihnen der Aufwand und der Papierkrieg zu gross. Gemäss Freizügigkeitsabkommen hätten sie nachweisen müssen, dass sie im gesamten EU-Raum keinen Gesangslehrer gefunden hatten, der

über die gleichen Fähigkeiten verfügt wie Kerry. Die Plattenfirmen hätten in den Zeitungen und Fachmagazinen sämtlicher 17 EU/Efta-Staaten ein Inserat schalten sowie bei den Arbeitslosenämtern nachfragen müssen. Als Beweis verlangten die Behörden die Kopien der Inserate sowie alle untauglichen Bewerbungen. «Und selbst dann wäre es nicht sicher gewesen, dass ich eine Arbeitsbewilligung erhalten hätte», sagt Kerry.

Der Amerikaner aus San Francisco sitzt in einem Zürcher Café und klingt verzweifelt. 1994 ist er zum ersten Mal in die Schweiz gekommen und hat sich sogleich «ins Land und die Leute verliebt», wie er sagt. Seither lebte er die meiste Zeit hier, arbeitete mit Bands wie Krokus, Lovebugs, Dada Ante Portas oder mit Andreas Vollenweider zusammen, lehrte sie, wie man amerikanisch singt, und gehörte zu den anerkannten Experten im Musikgeschäft. Seit Einführung der Personenfreizügigkeit durfte er die Schweizer Musiker aber nur noch von den USA aus per Skype beraten. Zwar ist er regelmässig in die Schweiz gereist, um seine vielen Freunde aus der Künstlerszene zu treffen – aber schwarz zu arbeiten und damit den Staat zu hintergehen, das sei für ihn «nie in Frage gekommen». Mit amerikanischem Akzent, aber in breitem Schweizerdeutsch sagt Kerry: «Ich liebe die Schweiz, es ist das tollste Land der Welt. Es steht mir nicht an, die Leute hier zu betrügen.»

«Warum sollte ich arbeiten?»

Der Äthiopier Lani stammt ebenfalls aus einem Drittstaat, aber als Afrikaner steht ihm eine zusätzliche Möglichkeit offen: Er kann sich als Flüchtling ausgeben. Hier gibt es keine Kontingente, die Zahl der Einwanderer ist nach oben offen. Allein 2011 haben 22 551 Personen ein Asylgesuch gestellt, was einer Zunahme von 45 Prozent gegenüber dem Vorjahr entspricht. Lani ist einer von rund 23 000 Migrantinnen, die «vorläufig aufgenommen» sind und bis auf weiteres im Land bleiben und hier arbeiten dürfen – obwohl die allermeisten davon in ihrer Heimat weder an Leib noch an Leben bedroht sind, wie es das Asylgesetz verlangt. Es sind Wirtschaftsmigrantinnen, die genauso wie der Amerikaner Tom Kerry in der Schweiz leben wollen.

Hamed Lani will aber nicht arbeiten. «Warum sollte ich?», fragt er, trinkt ein Bier und lacht. Mit seinem Asylbetreuer sitzt er in einem Café im Zürcher Oberland, wo er seit vier Jahren in einer 1,5-Zimmer-Wohnung lebt. Jeden Monat erhält er 900 Franken Sozialhilfe plus Miete, Krankenkasse, Versicherungen, Zahnartztkosten und andere Extras. Die Summe beläuft sich auf ein Mehrfaches dessen, was er in seiner Heimat verdienen würde. Trotzdem genügt es Lani nicht. Seit er in der Schweiz ist, wurde er mehrmals wegen Einbruchs, Diebstahls und Drogenhandels verhaftet, sagt sein

Betreuer. Konsequenzen hatte er keine zu befürchten. Nach einem kurzen Rapport wurde er jeweils wieder auf freien Fuss gesetzt. Dank seines Status kann er sein Leben lang delinquiren und Fürsorge beziehen, ohne ausgeschafft zu werden. Er spricht kein Wort Deutsch und sagt auf Englisch: «Ich will meinen Anteil. Der Schweiz geht es gut genug.»

Lanis vorläufige Aufnahme als angeblicher Flüchtling basiert auf einer Lüge. Er gibt dies unumwunden zu, falls man ihm Anonymität garantiert. Der Äthiopier erzählte den Schweizer Behörden, dass er aus Eritrea stamme und dort als Dienstverweigerer verfolgt worden sei. Da er sich in den Einvernahmen in zahlreiche Widersprüche verwickelte, wurde sein Asylgesuch zwar abgelehnt. Der Vollzug der Wegweisung sei im vorliegenden Fall jedoch «nicht zulässig», heisst es im Urteil des Bun-

Lanis Status als vorläufig aufgenommenen Flüchtling basiert auf einer Lüge.

desamts für Migration. Lani lacht laut und kehlig, er sagt: «Die Einreise war sehr einfach.» Mit dem Zug sei er die letzte Etappe von Mailand aus direkt nach Chiasso gereist. Da er sämtliche Papiere und seinen Pass vernichtet hatte, hätten ihm die Zöllner freie Fahrt in die Schweiz gewährt.

Im Kanton Zürich angekommen, hat er seine Ehefrau und seine Tochter per Familiennachzug zu sich geholt. Die Frau wurde nicht glücklich und musste mehrmals in eine psychiatrische Klinik eingewiesen werden, die Tochter erhielt an der Schule zahlreiche sozialpädagogische Massnahmen verordnet. Sein Asylbetreuer vermittelte ihm mehrere Jobangebote, hauptsächlich in der Gastronomie und auf dem Bau, doch Lani hat sie alle ausgeschlagen. Er grinst. Sein Anwalt, bezahlt vom Kanton, habe ihm gesagt, er solle zuerst Deutsch lernen. Sein Betreuer sagt jedoch, Lani habe auch die Sprachkurse, die unzähligen Beschäftigungsprojekte und Integrationsangebote, die den afrikanischen Migrantinnen angeboten werden, stets boykottiert.

Tom Kerry benötigt weder Integrations- noch Sprachkurse, aber er braucht Geld, um seinen Lebensunterhalt selbständig bestreiten zu können. «Tausende von Franken» habe er für seine Anwälte ausgegeben – trotzdem hat er keine Arbeitserlaubnis bekommen. Gegenwärtig ist er mit einem dreimonatigen Touristenvisum in der Schweiz, seinem Lebensmittelpunkt. Bald muss er seine Freunde wieder verlassen. «Ein Albtraum», sagt er. Als er sein Visum einmal aus Versehen überzogen hatte, wurde ihm mit einer Busse von 20 000 Franken und Gefängnis gedroht. Einen Vorwurf will er der Schweiz nicht machen: «Ich habe schon als Kind gelernt: In einem fremden

Haus gelten fremde Regeln.» Er hoffe einfach auf eine «faire Chance, hier mein Leben führen zu dürfen», sagt Kerry. Die Kantonspolizisten am Flughafen Zürich, die ihn bereits bestens kennen und stets freundlich beraten würden, sagten ihm ständig: «Du bist nicht einer von denen, die wir nicht mehr wollen.» Aber leider funktioniere die ganze Ausländerpolitik seit dem Freizügigkeitsabkommen nicht so, wie es eigentlich geplant gewesen sei.

Chaos und Planwirtschaft

Die letzte Chance des Amerikaners auf eine Aufenthaltsbewilligung wäre eine Ehe mit einer Schweizerin. Er lacht: «Leider habe ich die Richtige noch nicht getroffen.» Eine Scheinehe einzugehen, käme für ihn «aus moralischen Gründen» nicht in Frage. «Ich will kein Geld, will nicht vom Staat leben, will niemanden betrügen.» Das Einzige, was er wolle, sei, hier zu leben und als Gesangslehrer und Produzent arbeiten zu dürfen.

Die Situation ist grotesk: Der eine Migrant ist ehrlich, integriert, will arbeiten – und muss gehen. Der andere lügt, delinquierte, kassiert – und darf bleiben. Die Schweizer Ausländerpolitik ist geprägt durch Planwirtschaft bei der Kontingentierung von hochqualifizierten Arbeitskräften aus Drittstaaten. Auf der anderen Seite herrscht im Flüchtlingswesen Chaos und uneingeschränkte Einwanderung.

Zwar sind die Kontingente für Arbeitskräfte aus Drittstaaten 2011 nur zu rund neunzig Prozent ausgeschöpft worden. Der immens grosse Aufwand, die langen Wartezeiten, der unsichere Bescheid und das entsprechend grosse Risiko halten viele Unternehmen jedoch davon ab, es überhaupt zu probieren. Die Wirtschaft will Arbeitskräfte aus ähnlichen Kulturräumen, sie braucht Hochqualifizierte und Experten, die der heimische Markt nicht hergibt. Doch Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) hat die Forderung nach einer Erhöhung der Kontingente und einer Lockerung der Vergabepaxis im letzten Dezember abgelehnt. Kurz darauf musste sie die höchsten Zahlen an Asylgesuchen seit zehn Jahren bekanntgeben.

Das Fazit stimmt bedenklich: Ein unqualifizierter, nicht integrierbarer Afrikaner hat es leichter, in die Schweiz zu kommen und hier zu bleiben, als ein hochqualifizierter, gut integrierbarer Amerikaner. Während sich der eine Drittstaatler mit einer schlichten Lüge eine ewige Aufenthaltserlaubnis und Verhättschelung sichert, verzweifelt der andere am Papierkrieg und den unsinnigen Vorschriften.

PS: Als Kerry die Geschichte von Lani hört, sagt er: «Unglaublich!» Als Lani die Geschichte von Kerry hört, sagt er: «Das ist nicht mein Problem.» Lani sagt zum Abschied: «You pay.» Kerry sagt: «Merci villmal für d'Iiladig.»

* Die richtigen Namen sind der Redaktion bekannt.

Wir sind schuld

Er war ein Schulversager, aufgewachsen in schwierigen Familienverhältnissen – und ist nun eine der wichtigsten intellektuellen Stimmen der Schweiz. Wo immer menschliches Elend auftritt, sieht der Schriftsteller Lukas Bärfuss die Schweiz mitverantwortlich. *Von Rico Bandle*

Plötzlich war es vorbei mit der Beschaulichkeit. Kaum hatte Lukas Bärfuss bei einer Lesung vor rund einem Jahr in Zürich seine letzten Zeilen vorgelesen, geriet der Musiker Dieter Meier (Yello) in Rage, schrie den Schriftsteller an. «Ich habe eine unglaubliche Wut!», sagte er und warf Bärfuss vor, sein Text sei eine «jämmerliche Anbiederung». In dem Essay mit dem Titel «Stil und Moral» warf Bärfuss dem Publikum vor, sich trotz der «verschissenen Weltlage» einem solchen Text zu widmen. Es sei eine «moralische Sauerei», die Zeit nicht besser zu nutzen und mitzuhelfen, die Welt zu verbessern.

Bei Dieter Meier, dem Bonvivant und Besitzer einer argentinischen Rinderfarm, schien der Vorwurf einen wunden Punkt getroffen zu haben. Doch wer Bärfuss' Schaffen in den letzten zehn Jahren verfolgt hat, der weiss: Für den Schriftsteller ist die gesamte Schweiz mit ihrem Wohlstand eine moralische Sauerei. «Unsere Privilegien, Chancengleichheit und Meinungsfreiheit wurden damit erkaufte, dass jemand auf diese Privilegien verzichten musste», schrieb er kürzlich in Zusammenhang mit dem globalen Rohstoffhandel.

Er macht die Schweiz mit verantwortlich für das Elend der Welt: den Völkermord in Ruanda, den Tod vieler Juden im Zweiten Weltkrieg, die Ausbeutung von Bergwerksarbeitern in der Dritten Welt. Seine in Zeitungen publizierte Kommentare zu politischen und gesellschaftlichen Themen lesen sich oft wie Anklageschriften. Und seine höchst erfolgreichen Theaterstücke behandeln drängende moralische Fragen unserer Zeit wie: «Ist Sterbehilfe gerechtfertigt?», «Weshalb sind Religion und Gewalt so eng verbunden?» oder «Dürfen geistig Behinderte ein selbstbestimmtes Sexualleben haben?».

Bücherkiste auf den Kopf gefallen

Auch beim neuesten Stück, «Zwanzigtausend Seiten», das diese Woche am Zürcher Schauspielhaus uraufgeführt wird, steht eine mutmassliche moralische Verfehlung der Schweiz im Zentrum. Einem jungen Mann ist ein Umzugskarton mit 25 Büchern auf den Kopf gefallen, seither ist der Inhalt der 20 000 Seiten in seinem Kopf gespeichert. Obwohl nicht explizit erwähnt, ist offensichtlich, dass es sich um den Bergier-Bericht handeln muss, der die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg untersucht hat. Der Autor des Berichts, ein Geschichtswissenschaftler, hatte die Kiste aus dem

Fenster geworfen: Sein Lebenswerk war zu seinem Lebensunlück geworden. Er, der «sein Leben lang gegen Pauschalisierungen gekämpft» habe, sei von Beginn weg verunglimpft und mit Schmutz beworfen worden. Nun hat Tony diesen Bericht in seinem Hirn gespeichert – und auch ihm bringt er nur Unglück.

Tony will die in seinem Kopf gespeicherten Ungeheuerlichkeiten in die Welt tragen und möglichst vielen Leuten erzählen, wie die Schweiz flüchtende Juden in den sicheren Tod zurückgewiesen und dafür später reichen Nazis Asyl gewährt habe. Das sei er den Opfern schuldig. Seine Freunde sind aber nur am Geld und an der eigenen Selbstverwirklichung interessiert – und schicken ihn als Gedächtniskünstler in eine TV-Talentshow, wo er gegen

Der Schriftsteller ist quasi zum verbeamteten Intellektuellen geworden.

eine singende Busfahrerin antritt. Auch die Ärzte wollen nichts vom Inhalt wissen, sondern aus der medizinischen Sensation Profit schlagen. Selbst ein alter KZ-Überlebender mag die alten Geschichten nicht mehr hören. Bärfuss scheint für die Verdränger durchaus eine gewisse Sympathie zu empfinden, jene Figuren sind keineswegs als Unholde gezeichnet. Und doch schwingt der moralische Unterton immer mit.

Lukas Bärfuss sieht man selten lachen. Mit seinen hängenden Schultern und dem in sich gekehrten Blick macht er zuweilen den Eindruck, als sei er auf einem Busgang. Als Intellektueller an Podiumsdiskussionen wirkt er oft gequält. Ist das die Pose des Intellektuellen, der an der Schweiz leidet? Bärfuss stellt das in Abrede. Er leide nicht am Zustand der Welt. «Das menschliche Leben besteht nebst der Freude auch aus Leid und Schmerz. Als Künstler interessiert mich beides.» Dass er immer wieder eine eigene Mitverantwortung für das Elend auf der Welt entdeckt, sei keine Belastung. Im Gegenteil: Im Mitgefühl finde er eine Art von Glück, von Lebendigkeit. In einem Interview sagte er einmal: «Als Schriftsteller freut man sich über [...] Scheusslichkeiten, über das endlose Mass der menschlichen Abgründe. Sie sind der Stoff, aus dem die Literatur gemacht ist.»

Die Verteilungsgerechtigkeit gehört zu seinen wichtigen Themen. Ganz im Sinne der «Occupy»-Protestbewegung findet er, man

sollte nach Alternativen zum heute praktizierten Kapitalismus Ausschau halten. Macht man ihn darauf aufmerksam, dass die vielgeschmähten multinationalen Unternehmen in der Dritten Welt zu den begehrtesten Arbeitgebern gehören, da sie in der Regel viel bessere Arbeitsbedingungen bieten als die einheimischen Betriebe, meint er: «Das ist eine zynische Haltung. Sollen sich die Menschen auch noch für die Brosamen bedanken?» Die Schweiz sei besonders gut darin, eigenes Vergehen mit jenem anderer zu rechtfertigen.

Bärfuss' Kritik richtet sich nicht nur gegen Grosskonzerne oder rechte Parteien. In seinem preisgekrönten und höchst lesenswerten Roman «Hundert Tage» erhebt er schwere Vorwürfe gegen die Schweizer Entwicklungshilfe. Die Hilfsorganisationen hätten im Vorfeld des Völkermords alle nach Ruanda gedrängt, da dort das Klima angenehm und die Mentalität der Menschen jener der Europäer ähnlich sei. Einige Nachbarländer, die ungleich grössere Probleme als Ruanda gehabt hätten, seien ohne Hilfe geblieben. Der grösste Vorwurf aber lautet: Die Schweiz habe sich für das spätere Massaker in Ruanda mit verantwortlich gemacht, indem sie einen Radiosender aufgebaut habe, der den Mördern später als Propagandasender diene.

Die Schule war nicht sein Ding

Lukas Bärfuss' Werdegang ist für einen Intellektuellen eher ungewohnt. Geboren und aufgewachsen ist er in Thun, in einer Patchworkfamilie – «eine Katastrophe», wie er einmal sagte. Er flog von der Sekundarschule und verfügt bloss über einen Realschulabschluss. Die Schule sei nicht sein Ding gewesen, sagt er. Nach Ende der obligatorischen Schulzeit schlug er sich mit verschiedenen Jobs durch, er war Gabelstapler, Eisenleger oder Hilfskraft auf einer Tabakplantage. Wie über alles, was seine Vergangenheit betrifft, ist ihm auch über diese offenbar wilde Zeit kaum etwas zu entlocken. «Da waren viele Räubergeschichten», sagt er einzig. Dass er einmal Schriftsteller werden könnte, lag noch ausserhalb der Vorstellungskraft. Später arbeitete er in einer Buchhandlung, begann intensiv zu schreiben, machte 1997 das Buchhändlerdiplom – mit Bestnoten. Trotzdem kündete er die Stelle und nannte sich fortan Schriftsteller, obwohl er noch nichts publiziert hatte.

Nach seiner Buchhändlerzeit schrieb Bärfuss zwei Romane, beide blieben unveröffent-



«Da waren viele Räubergeschichten»: Autor und Dramaturg Bärfuss.

licht. Der Traum vom grossen Romancier blieb ihm vorerst verwehrt, dafür kam er mit dem Theater in Kontakt: Der Regisseur Samuel Schwarz fragte ihn um eine «Ödipus»-Bearbeitung an, Bärfuss schrieb das Stück gänzlich um. Der Startschuss zu seiner rasanten Karriere war damit gegeben. Das Gespann Schwarz/Bärfuss brachte am Theater Basel das vielgerühmte Stück «Meienbergs Tod» auf die Bühne. In der Folge durften sie mit ihrer Gruppe 400asa an der Expo 02 das Affentheater aufführen, das live im Fernsehen übertragen wurde und eine landesweite Debatte auslöste, inklusive Präsenz auf der Titelseite des

Blicks. Der internationale Durchbruch gelang Bärfuss nach seiner Loslösung von 400asa: In Basel brachte die Regisseurin und heutige Direktorin des Zürcher Schauspielhauses, Barbara Frey, sein Stück «Die sexuellen Neurosen unserer Eltern» (2003) zur Uraufführung, es wurde später in zwölf Sprachen übersetzt und gehört zu den meistgespielten modernen Theaterstücken.

Nach einer Zeit, in der an den deutschsprachigen Bühnen mit Stücken wie «Shoppen und Ficken» die seelische Verwahrlosung in der «Wohlstandsgesellschaft» mit Blut- und Spermaexzessen bis zum Überdross abgehan-

delt worden war, lechzten die Theater nach Bärfuss' Texten: Er geisselte die libertäre Alles-ist-möglich-Haltung als modische Attitüde; anstatt dass er, wie viele junge Dramatiker vor ihm, das Elend bloss als Zustand aufzeigte, ging es bei ihm um die Frage, wie sich das Individuum oder die Gesellschaft moralisch korrekt zu verhalten habe. Eine klare Antwort liefert er nicht, die Stücke sind in der Regel offen gehalten, die Interpretation ist dem Regisseur und dem Publikum überlassen. Ganz anders, wenn er sich abseits der Literatur zu politischen Themen äussert, wo er selten Zweifel offenlässt, wer gut und wer böse ist.

Bühnenreife Erfolgsgeschichte

Der Bärfuss-Boom hat im deutschsprachigen Raum mittlerweile etwas nachgelassen, insbesondere in der Schweiz. Vor vier Jahren wurde ein im Auftrag des Zürcher Schauspielhauses geschriebenes Stück in Zürich gar nicht erst aufgeführt, da es die Erwartungen nicht erfüllte. Sein letztes in Zürich uraufgeführtes Stück, «Malaga» (2010), floppte, das Theater blieb im Durchschnitt zu mehr als der Hälfte leer. Um leeren Plätzen vorzubeugen, wird nun «Zwanzigtausend Seiten» vorsorglich auf einer kleinen Bühne im Schiffbau aufgeführt. Bärfuss will aber nicht von einem Ende des Booms sprechen: «Meine Stücke werden auf der ganzen Welt gespielt.»

Der Schriftsteller, der mit seiner Frau und zwei Kindern in Zürich wohnt, ist mittlerweile festangestellter Dramaturg am Schauspielhaus – in einer Sonderposition. Er begleitet nicht wie die anderen Dramaturgen einzelne Inszenierungen, sondern organisiert Podiumsveranstaltungen und berät die Theaterleitung. Er ist quasi zum verbeamteten Intellektuellen geworden, was sich zuweilen in selbstgefälligen Aussagen widerspiegelt. Zuletzt zum Beispiel, als er in einem Interview zum Rücktritt des Notenbankpräsidenten sagte: «Hildebrand wurde von einem Rumpelstilzchen zu Fall gebracht.»

So angestrengt Bärfuss' Versuch auch wirkt, die im Aussterben begriffene Gattung des Grossintellektuellen in die heutige Zeit zu retten, sein Werdegang ist eine bühnenreife Erfolgsgeschichte: Ein junger Schulversager aus dem Berner Oberland steigt auf in die intellektuelle Elite, wird zum erfolgreichen Autor und grössten moralischen Mahner des Landes. Auf diesen ausserordentlichen Aufstieg angesprochen, sagt Bärfuss bescheiden, aber nicht ohne Stolz: «Ich hatte viel Glück in meinem Leben.»

Lukas Bärfuss: Zwanzigtausend Seiten. Uraufführung am 2. Februar, Schauspielhaus Zürich, Schiffbau-Box, Regie: Lars-Ole Walburg

Das Geld der anderen

Keine reduzierte Mehrwertsteuer für den Tourismus. Überhöhte Bücherpreise. Sechs Wochen Ferien für alle: Während sich die Wirtschaft abkühlt, setzen Gewerkschaften und mächtige Verbände ihre Interessen durch. Auf Kosten der Allgemeinheit. Das Volk kann nein sagen. *Von Florian Schwab*



Identische Preise: Buchhändlerverbandspräsident Dani Landolf (stehend, rechts).

Die Aussichten für die Schweizer Wirtschaft sind für das Jahr 2012 trüb. Die Konjunkturforschungsstelle der ETH geht für das Gesamtjahr von einem Nullwachstum aus. In der ersten Jahreshälfte droht sogar eine milde Rezession. Auch ohne die statistischen Prognosen ist klar, dass die Schweiz als kleines Boot in weiterhin stürmischen Gewässern der Weltwirtschaft segelt. Die Schuldenkrise im Euro-Raum, die Schwäche der Währungen Euro und Dollar, eine Abkühlung des Wachstums in China: All das mahnt zur Vorsicht.

Von dieser Ausgangslage unbeeindruckt zeigen sich Gewerkschaften und manche Wirtschaftsverbände, die derzeit an etlichen Fronten für den Ausbau ihrer Privilegien auf Kosten der Allgemeinheit kämpfen. Besonders aktiv dabei sind die Gewerkschaften, die im Schulterschluss mit linken Parteien die Volksinitiative «Sechs Wochen Ferien für alle» zur Abstimmung bringen. Das Argument der Gewerkschaften: Wer mehr Ferien hat, ist in seiner restlichen Arbeitszeit produktiver. Es ist von einer Reduktion von Burnout-Erkrankungen die Rede. Dabei arbeiten die Arbeitnehmer in der Schweiz so wenig wie noch nie zuvor. Das vielzitierte Burnout-Syndrom dürfte vor allem eine Wohlstandskrankheit sein.

Seit dem Jahr 1991, als das Bundesamt für Statistik erstmals die «Arbeitsvolumenstatis-

tik» veröffentlichte, hat die durchschnittliche jährliche Arbeitszeit pro Arbeitnehmer bereits von 1621 auf 1533 Stunden abgenommen. Das entspricht acht Arbeitstagen. Offensichtlich ist der Arbeitsmarkt auch ohne Gewerkschaftsinitiative dabei, die Arbeitszeit zu reduzieren. Dies kann aber nur in dem Umfang geschehen, wie die Produktivität zunimmt.

Der Zusammenhang ist einfach: Langfristig kann ein Arbeitnehmer nicht mehr verdienen, als er erwirtschaftet. Die Forderung «Mehr Ferien bei gleichem Lohn» verstösst gegen dieses wirtschaftliche Naturgesetz. Effektiv fordern die Gewerkschaften per Dekret eine Lohnerhöhung von vier Prozent für all jene, die derzeit «nur» vier Wochen Ferien haben. Das bringt manch ein Kleinunternehmen an die Belastungsgrenze. Die Folge ist eine weitere Konzentration auf Grossunternehmen und mehr Arbeitslosigkeit. Am Ende bezahlt das die Allgemeinheit über Steuern.

Aber nicht nur die Gewerkschaften versuchen, für ihre Mitglieder Vorteile herauszuschinden. Gutorganisierte Wirtschaftsverbände haben derzeit ebenfalls ein Eisen im Feuer. Beispielsweise die Buchhandels- und Verlagsindustrie, vertreten durch den Schweizer Buchhändler- und Verleger-Verband (SBVV). Seit Jahren kämpft der Verband für die Buchpreisbindung, die seit 2007 abgeschafft

war, aber vom Parlament in einem knappen Entscheid vom letzten März wieder eingeführt wurde. Da verschiedene Jungparteien das Referendum ergriffen haben, wird das Stimmvolk am 11. März das letzte Wort haben. Die Buchpreisbindung soll gewährleisten, dass der Preis für ein bestimmtes Buch schweizweit identisch ist. Im Kartellrecht heisst das «Preisbindung der zweiten Hand» und ist verboten. Die stärkste Konkurrenz droht der Branche durch den Online-Buchhandel, der nach Lesart des Verbands in der Vorlage mit eingeschlossen ist. Bundesrat Schneider-Ammann ist der Meinung, das sei nicht der Fall.

Der Stimmbürger weiss also gar nicht, über welche Inhalte er eigentlich abstimmt, stellt Kartellrechtsprofessor Marc Amstutz (Uni Freiburg) fest: «In Sachen Online-Handel ist die Vorlage zurzeit völlig unklar.» SBVV-Geschäftsführer Dani Landolf begründet den Anspruch seiner Branche auf eine Ausnahme vom Kartellrecht damit, dass das Buch kein reines Wirtschaftsgut, sondern ein Kulturgut sei und ein öffentliches Interesse an kleinen städtischen Buchhandlungen bestehe. Verständlicherweise ist jeder Berufsmann der Meinung, sein Produkt habe einen besonders hohen kulturellen Wert – vom örtlichen Metzger bis zum Goldschmied. «Persönlich bin ich der Meinung, dass die Konsumenten eher an niedrigen Buchpreisen interessiert sind», sagt Kartellrechtsprofessor Amstutz, letztlich sei es aber eine «hochpolitische Frage».

Es geht um rund 150 Millionen Franken

Ein Seilziehen um die Sonderinteressen der Tourismusindustrie findet zurzeit im Parlament statt: Die Wirtschaftskommission hat Anfang Januar beschlossen, die Branche bis 2013 von der Mehrwertsteuer zu befreien. Es geht um rund 150 Millionen Franken. Die Finanzkommission hingegen bat ihre Schwesterkommission vor wenigen Tagen darum, den Entscheid zurückzunehmen. Die Wahrscheinlichkeit, dass das geschieht, schätzt ein Kommissionsmitglied auf «gleich null». Am Schluss wird das Parlament entscheiden.

Gleichzeitig mit den eigenen Bemühungen zur Mehrwertsteuerbefreiung fordert Hotellerieuisse, der Verband der Schweizer Hotellerie, die «Steigerung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit durch Freihandel im Agrar- und Lebensmittelbereich». Die liberalen Prinzipien und der freie Markt sollen nur für die anderen gelten. Jeder ist sich selbst der Nächste. ○

Sagenhafte Offerte aus Zürich

Ab nächstem Jahr ist die Stadt Zürich auch für die Erfassung von Steuererklärungen im Kanton Luzern zuständig. Den Zuschlag für den Auftrag bekam die Stadt dank eines verblüffend günstigen Angebots. Die private Konkurrenz spricht von Dumping zu Lasten von Zürichs Steuerzahlern. *Von Alex Reichmuth*

Der Kanton Luzern will das Einscannen und Erfassen seiner etwa 250 000 Steuererklärungen nicht mehr selber durchführen. In der Hoffnung, die Kosten pro Steuererklärung von zehn auf etwa acht Franken zu senken, schrieb der Kanton das sogenannte Scanning öffentlich aus. Es gingen vier Offerten ein: Zwei private Firmen boten das Scanning für 8 Franken beziehungsweise Fr. 8.20 pro Stück an. Die Schweizerische Post offerierte zu Fr. 8.60. Die vierte Offerte kam vom Scan-Center der Stadt Zürich. Der gebotene Preis war sagenhaft tief: Fr. 4.94 pro Dossier – und damit 38 Prozent tiefer als das zweitbeste Angebot. Es ist wenig erstaunlich, dass die Stadt Zürich den Zuschlag bekam.

Bei der Konkurrenz ist man verärgert. «Das Angebot des Scan-Centers Zürich liegt nach unserer Einschätzung deutlich unter den effektiven Gestehungskosten», sagt Urs Birrer, Chef der Firma RR Donnelley, die um den Luzerner Auftrag mitgeboten hat. «Es ist aber nicht hinzunehmen, dass eine öffentliche Verwaltung auf unfaire Art privatwirtschaftliche Unternehmen konkurriert.» Das Vorgehen grenze an unlauteren Wettbewerb. Das Finanzdepartement der Stadt Zürich weist den Vorwurf des Dumpings zurück und bezeichnet den offerierten Preis von Fr. 4.94 als «marktüblich». Haben die Konkurrenten des Scan-Centers Zürich also lediglich ihre Kosten nicht im Griff?

Das Scanning umfasst das Kontrollieren der mit der Steuererklärung geschickten Formulare und Belege, das Sortieren dieser Dokumente zu einem Dossier (gemäss vorgegebener Reihenfolge), die digitale Erfassung der Steuerdaten, das Weiterleiten der Daten an die Steuerbehörden sowie die Lagerung der Dossiers. Je nach Kanton werden diese Arbeiten von der eigenen Verwaltung oder extern durchgeführt. Im Gegensatz zum Kanton Luzern setzt der Kanton Zürich weiterhin auf die eigene Verwaltung. Das Scanning der etwa 800 000 Steuererklärungen teilen sich hier die im Kanton ansässigen Scan-Center der Städte Zürich, Winterthur und Wallisellen auf. Die Entschädigung, die im Kanton Zürich pro Steuererklärung bezahlt wird, ist aber deutlich höher als die, die das Scan-Center der Stadt Zürich jetzt in Luzern in Rechnung stellt. Adrian Hug, Chef des kantonalen Zürcher Steueramtes, nannte in der NZZ vor kurzem den Preis von sieben Franken pro Steuererklärung. Beachtet man, dass hier keine Mehrwertsteuer anfällt,

weil es um eine verwaltungsinterne Leistung geht, liegt dieser Preis nur wenig unter dem, den die Konkurrenten des Scan-Centers Zürich im Kanton Luzern offeriert haben.

Wieso kann das Scan-Center Zürich im Kanton Luzern also deutlich günstiger offerieren als im eigenen Kanton? Auf diese Frage schreibt Kuno Gurtner vom Finanzdepartement der Stadt Zürich: «Der Leistungsumfang, welcher vom Kanton Luzern nachgefragt wurde, ist deutlich geringer als derjenige, welchen die Zürcher Gemeinden verlangen.» Zudem entstünden durch den Auftrag im Kanton Luzern «keine weiteren Sprungfixkosten (Miete, Lizenz)». Auch könne «durch den Einsatz modernster Scan-Technik» die Produktivität deutlich gesteigert werden.

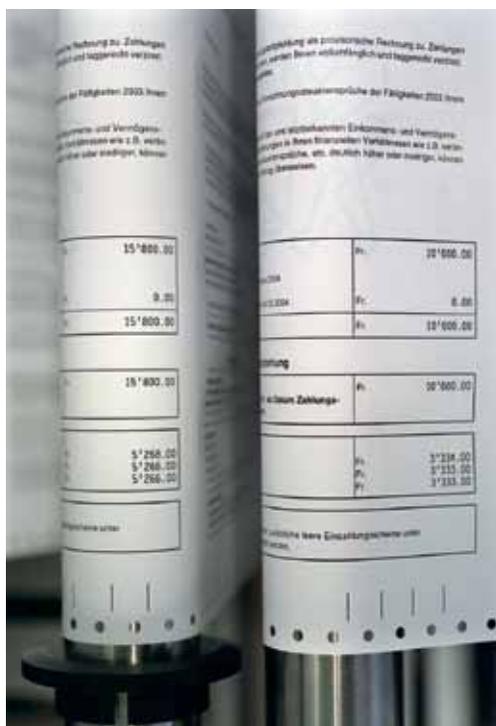
Zusätzlich Kurierdienst nötig

Die Behauptung Gurtners, der Leistungsumfang sei in Luzern kleiner, ist falsch. Die Verfügung des Kantons Luzern vom letzten November hält ausdrücklich fest, dass das Scan-Center Zürich im Kanton Luzern die gleichen Leistungen zu erbringen habe wie im Kanton Zürich. Laut Urs Birrer von RR Donnelley spielen zudem Fixkosten und technische Verbesserungen beim Scanning höchstens eine untergeordnete Rolle, da etwa achtzig Prozent des Aufwands Personalkosten seien. Die Stadt

Zürich müsse im Kanton Luzern sogar mit höheren Kosten als im eigenen Kanton rechnen, da sie zusätzlich einen täglichen Kurierdienst betreiben müsse, um die Steuererklärungen in den Gemeinden abzuholen.

Nicht gelten lässt Birrer auch das Argument der Stadt Zürich, in den Kantonen Aargau und Thurgau erfolge das Scanning ebenfalls zu einem Preis von etwa fünf Franken pro Dossier. In diesen Kantonen nehme die Verwaltung die sogenannte Arbeitsvorbereitung beim Scanning (Öffnen der Couverts mit den Steuererklärungen, Kontrolle und Sortierung der Formulare und Belege) selber vor, sagt Birrer. Darum sei der Preis tiefer als in Luzern.

Die Stadt Zürich hat im Kanton Luzern also einen Preis offeriert, der kaum den realen Kosten entspricht. Treffen die Dumping-Vorwürfe an die Stadt Zürich zu, hat das unangenehme Folgen für deren Steuerzahler. Nimmt man an, dass der in Luzern offerierte Preis pro Steuererklärung zwei Franken unter den Gestehungskosten liegt, legt die Stadt Zürich während der fünfjährigen Laufzeit des Auftrags mehrere Millionen Franken drauf. Noch teurer könnte es werden, wenn die Gemeinden des Kantons Zürich erkennen, wie günstig das Scan-Center der Stadt Zürich in Luzern offeriert hat, und ebenfalls den Vorzugspreis von Fr. 4.94 pro Steuererklärung verlangen. ○



Leistung der Verwaltung: Steuerrechnungen.



Höherer Preis für Zürich: Amtschef Hug.

Wasserdicht seit Millionen von Jahren

AKW-Gegner behaupten, die Entsorgung radioaktiver Abfälle sei ein ungelöstes Problem. Ein Besuch im jurassischen Felslabor Mont Terri zeigt das Gegenteil: Die aufwendigen Experimente im Opalinuston geben Aufschluss, wie ein sicheres Endlager aussehen könnte. *Von Alex Reichmuth*



«Wie ein Schwamm»: Felslabor im jurassischen Mont Terri.

Mit einem Kleinbus geht es bei Saint-Ursanne in den Berg. Nach 200 Metern passieren wir die Druckschleuse. Schwere Metalltore öffnen sich. Nun sind wir im Sicherheitsstollen zur Autobahn, der parallel zum Tunnel der A16 verläuft. Von der Kalkdecke tropft Wasser. Einige Dutzend Meter weiter ist es plötzlich staubtrocken. «Jetzt sind wir in der Schicht aus Opalinuston», sagt Paul Bossart. Er ist Direktor des Mont-Terri-Projekts und begleitet den Journalisten auf dem Rundgang durch das Felslabor. Der Bus stoppt in einer Nische. Hier beginnt das Tunnelsystem, in dem die Lagerung radioaktiven Abfalls erprobt wird.

Insgesamt 600 Meter Stollen wurden hier ausgehoben, seit das Mont-Terri-Projekt 1996 startete. Die Gänge liegen alle in einer Schicht aus Opalinuston, die etwas über hundert Meter dick ist und beim Bau des Autobahntunnels durchstossen wurde. Das Felslabor weist

zwei Hauptstränge auf, die vom Sicherheitsstollen des Autobahntunnels ausgehen. Überall gibt es Nischen, in denen wissenschaftliche Experimente laufen. 39 sind es derzeit.

Mikroskopisch kleine Poren

Opalinuston eignet sich laut Fachleuten ideal, um darin radioaktive Abfälle zu lagern. Bei fünf der sechs Gebiete der Schweiz, die der Bund als geeignet für ein künftiges Tiefenlager bezeichnet hat, handelt es sich um solche mit einer Schicht Opalinuston im Untergrund. Im Mont Terri allerdings wird nie radioaktives Material gelagert werden. «Diese Schicht hier ist bei der Jurafaltung komplex verfault worden und darum von zu vielen Brüchen durchzogen», begründet dies Direktor Bossart. Zudem weist die Gegend mehr seismische Aktivität auf, als für ein künftiges Tiefenlager wünschbar sei.

Opalinuston fühlt sich spröde und trocken an. Dabei enthält das Gestein etwa 150 Liter Wasser pro Kubikmeter. Der Ton ist aus mikroskopisch kleinen Plättchen aufgebaut, was zu einer hohen Speicherfähigkeit führt. Ähnlich einem Schwamm kann Opalinuston zusätzliche Feuchtigkeit aufnehmen. Das Gestein quillt dann auf. «Damit verschliesst Opalinuston automatisch Risse, sobald Wasser dazukommt», erklärt Felslabor-Chef Paul Bossart. Ein Transport radioaktiver Stoffe durch Wasserfluss sei in Opalinuston praktisch ausgeschlossen. Auch sonst kämen solche Stoffe nicht weit, weil sie an den Tonoberflächen hängenblieben. Geeignet ist das Gestein für die Lagerung radioaktiven Abfalls zudem, weil es seit Jahrmillionen stabil ist. In ihm lassen sich mikroskopisch kleine Poren nachweisen, die mit salzhaltigem Wasser gefüllt sind. Dieses wurde vor Millionen von Jahren ein-

geschlossen. Vor 175 Millionen Jahren war das Gebiet der heutigen Schweiz nämlich von einem Meer bedeckt, dem Jurameer, auf dessen Grund der Opalinuston als Schlammsschicht abgelagert wurde. Man kann mit gutem Grund davon ausgehen, dass die Schichten aus Opalinuston weitere Hunderttausende Jahre stabil bleiben, bis sich die Radioaktivität des abgelagerten Materials abgebaut hat.

Internationales Grossprojekt

Wir schreiten entlang des linken Hauptganges. An den Wänden und in den Nischen sind zahlreiche Messgeräte angebracht. Sie deuten auf die Experimente, die hier stattfinden. An einem Ort messen Forscher, wie stark sich das Gestein bei Feuchtigkeit ausdehnt und bei Trockenheit zusammenzieht. An einem anderen Ort werden Werkstoffe getestet, die in einem Tiefenlager eingesetzt werden könnten. Ein Heizexperiment soll zeigen, wie stark Wärme das Gestein verändert. Bei einem sogenannten Diffusionsexperiment geht es darum, zu sehen, wie weit radioaktive Markierstoffe im Laufe der Zeit ins Gestein eindringen. Sogar die Wirkung von Mikroben, die über die Stollen ins Gestein gelangen, wird untersucht.

Im Mont Terri arbeiten Forscher aus den Staaten Schweiz, Frankreich, Deutschland, Spanien, Belgien, USA, Kanada und Japan. Getragen wird das Felslabor von fünfzehn Organisationen und Behörden aus diesen acht Staaten. Von Schweizer Seite sind es die Nationale Genossenschaft für die Lagerung radioaktiver Abfälle (Nagra), das Eidgenössische Nuklearsicherheitsinspektorat sowie das Bundesamt für Landestopografie Swisstopo. «Es geht allen Partnern darum, die Eigenschaften von Opalinuston zu erforschen – mit Blick auf die mögliche Entsorgung radioaktiver Abfälle aus Kernkraftwerken, Wissenschaft und Medizin», erklärt Paul Bossart. Ein gemeinsames Forschungsprojekt sei kostengünstiger, als wenn jedes Land selber experimentierte. «Es ist zudem ein Riesenvorteil, dass die beteiligten Wissenschaftler ihr Fachwissen untereinander austauschen können.» Gekostet hat das Felslabor seit der Eröffnung 1996 knapp 60 Millionen Franken. Vierzig Prozent dieser Mittel stammten von der Schweiz, weitere 27 Prozent von Frankreich. Das jährliche Budget schwankt zwischen zwei und fünf Millionen – je nachdem, wie viele Experimente gerade stattfinden.

Wir gehen durch einen dreissig Meter langen Seitengang, der in einem grossen Raum mit den Ausmassen eines kleinen Einfamilienhauses endet. Es ist die sogenannte Startnische für das FE-Experiment. FE steht für Full-Scale Emplacement und bezeichnet einen Versuch, bei dem die Lagerung von radioaktivem Abfall so wirklichkeitsgetreu wie möglich simuliert werden soll. In einem fünfzig Meter langen Versuchsstollen sollen Stahlbehälter gelagert

werden, die den künftigen Behältern mit radioaktivem Material entsprechen. Der Versuchsstollen mit einem Durchmesser von 2,5 Metern wird von der Startnische aus gebohrt, ab dem nächsten April. Wie in einem echten Tiefenlager werden die Behälter in eine Schicht Bentonit eingelagert. Bentonit besteht aus verschiedenen Tonmineralen, es quillt bei Zugabe von Wasser auf und wird dabei zu einer dichten und kompakten Masse. Es soll die Behälter umschliessen wie eine Betonschicht.

Im FE-Experiment wird nach Abschluss der Einlagerung beobachtet, wie das umgebende Gestein auf die Behälter reagiert. Von Interesse ist namentlich die Wirkung der Wärme, die die Behälter abstrahlen. Im Experiment stammt die Wärme von Heizkörpern, die in den Behältern liegen – und nicht von radioaktivem Ma-



«Fachwissen austauschen»: Projektleiter Bossart.

terial. Diese Heizkörper simulieren die Wärmeentwicklung durch den Kernzerfall und werden die Aussenfläche der Behälter auf bis zu 120 Grad Celsius aufheizen. Sensoren im umliegenden Gestein messen Temperatur, Feuchtigkeit, Druck und Deformationen im Gestein.

Herwig Müller, Projektleiter der Nagra, leitet das FE-Experiment. «Wir haben im Felslabor schon zahlreiche Teilerperimente durchgeführt, in denen etwa das Verhalten von Opalinuston bei Wärme oder die Eigenschaften von Bentonit erforscht wurden», erklärt Müller. «Nun aber testen wir erstmals die Einlagerung von Abfallbehältern im Massstab eins zu eins und erfassen gleichzeitig auch die Wirkung dieser Behälter auf die Umgebung.» Bis Ende Februar werden etwa 300 Sensoren und Messgeräte im Gestein angebracht, was entsprechende Bohrungen be-

dingt. Ab Frühling soll dann der Versuchsstollen vorangetrieben werden. Nächstes Jahr fänden dann vor allem einige vorbereitende Versuche statt, sagt Versuchsleiter Müller, bevor 2014 die Behälter eingelagert würden und die Heizphase des Experiments beginne. Dieses solle mindestens zehn bis fünfzehn Jahre dauern. Ziel ist es, die Technik zur Einlagerung von Atomabfällen zu erproben und im Zeitraffertempo abzuschätzen, wie ein Lagerstollen auf das ihn umgebende Gestein wirkt. Die Erkenntnisse sollen für den Bau von echten Endlagern genutzt werden. In der Schweiz soll ein solches Lager etwa 2030 (Schwach- und mittelaktive Abfälle) beziehungsweise 2040 (hochradioaktive Abfälle) in Betrieb gehen.

Der Aufwand, der im Felslabor Mont Terri getrieben wird, scheint gross. Doch genügen die Erkenntnisse aus solchen Experimenten, um eine sichere Lagerung während hunderttausend Jahren oder mehr zu garantieren? Davon überzeugt ist Markus Fritschi, Geschäftsleitungsmitglied der Nagra, der beim Rundgang dabei ist. «Was an der Erdoberfläche während dieser langen Zeit passiert, ist völlig offen», sagt Fritschi. «Doch im Opalinuston, mehrere hundert Meter unter der Oberfläche, wird sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nichts verändern.» Fritschi weist auf drei Barrieren hin, die dafür sorgen, dass die Umwelt geschützt bleibe. «Die erste Barriere ist der über 15 Zentimeter dicke Stahlbehälter, in dem sich die Abfälle befinden. Die zweite ist die ihn umgebende Bentonitschicht, die austretendes Material absorbiert. Und die dritte Barriere ist der Opalinuston, der dank seiner Eigenschaften dafür sorgt, dass radioaktive Substanzen im Laufe der Zeit höchstens einige Meter weit vorkommen.»

Lagerung verantwortbar

Wir sind am hinteren Ende des Felslabors angekommen und stehen wieder im Sicherheitsstollen des Autobahntunnels. Auch die Schicht aus Opalinuston ist hier zu Ende. Es schliessen sich Kalkschichten an, die von Wasserflüssen geprägt sind. «In Kalk gelangt Wasser in nur zwei Wochen von der Erdoberfläche hier nach unten in 350 Meter Tiefe», meint Markus Fritschi von der Nagra. Solche Wasserflüsse seien eigentliche «Autobahnen» für den Stofftransport. «Ein Tiefenlager für radioaktive Abfälle in Kalk wäre darum unverantwortlich. Aber bereits einige Meter daneben im Opalinuston ist das Porenwasser Millionen Jahre alt.»

AKW-Gegner behaupten regelmässig, das Abfallproblem der Atomenergie sei völlig ungelöst. So sagte etwa Martin Bäumle, Präsident der Grünliberalen, letztes Jahr: «Man hat heute [...] keine Ahnung, wie der radioaktive Abfall entsorgt werden soll.» Wer das Felslabor Mont Terri besucht, bekommt einen ganz anderen Eindruck. ○



Essay

Mehr Intelligence, bitte

Der Bundesrat will, dass die Schweizer Meldestelle für Geldwäscherei Dokumente wie Original-Bankauszüge mit ausländischen Behörden teilt. Damit schiesst er übers Ziel hinaus.

Von David Zollinger

Kürzlich legte der Bundesrat einen Gesetzesvorschlag zur Revision des Geldwäschereigesetzes (GwG) vor. Er reagierte damit auf die Kritik der sogenannten Egmont-Gruppe, des internationalen Zusammenschlusses der Meldestellen für Geldwäscherei (Financial Intelligence Units [FIU]). Um den Jahreswechsel war bekanntgeworden, dass die anderen 126 Mitglieder der Schweiz vorwerfen, sie würde nicht im gewünschten Ausmass Informationen mit ihnen austauschen. Falls die Schweiz ihre Gesetze nicht innert Jahresfrist dem internationalen Standard anpasse, werde ihre Mitgliedschaft suspendiert und sie damit vom internationalen Informationsfluss abgeschnitten.

Worum geht es? Seit 1998 hat die Schweiz ein Gesetz gegen Geldwäscherei sowie eine Meldestelle mit dem klingenden Namen MROS (Money Laundering Reporting Office of Switzerland). Das Gesetz verpflichtet alle Finanzintermediäre (FI) wie Banken, Vermögensverwalter oder Treuhänder zu einer Verdachtsmeldung an das MROS, falls sie konkrete Hinweise dafür haben, dass Kundengelder von einem Verbrechen herrühren könnten. Üblicherweise füllt die Bank dafür ein Formular mit den wichtigsten Angaben zur Kundenbeziehung aus und erklärt darin, worauf sich der Verdacht stützt. Die Angaben werden oft durch einschlägige Dokumente ergänzt. Das MROS macht eine Kurzprüfung des Inhalts, kontrolliert in den vorhandenen Datenbanken mögliche Übereinstimmungen mit bereits erstatteten Meldungen und entscheidet dann, ob die Unterlagen an eine Staatsanwaltschaft weitergeleitet werden können. Ab da ist es Sache der Strafverfolgung, ob und wie sie sich um die Vorwürfe kümmert.

Eine Frage der Kompetenzen

Seit der GwG-Revision von 2009 hat das MROS zudem in bestimmten Fällen die Möglichkeit, Personendaten mit ausländischen Stellen auszutauschen. Es darf nur mitgeteilt werden, ob eine Person in den Datenbanken der Schweiz verzeichnet ist und ob weitergehende Informationen über ein Rechtshilfeersuchen erlangt werden könnten. Nicht erlaubt ist dem MROS die Weiterleitung von zusätzlichen Informationen wie Angaben zu Zahlungsvorgängen oder von kompletten Kontounterlagen. Die Egmont-Gruppe verlangt nun von der Schweiz, dass diese «alle verfügbaren Informationen» mit den

anderen Ländern austauschen muss, um dem internationalen Standard zu entsprechen.

Der Bundesrat will daher das GwG so abändern, dass auch «konkrete Finanzinformationen wie Bankkontonummern, Informationen zu Geldtransaktionen oder Kontosaldis» mitgeteilt werden können; zudem soll das MROS die Kompetenz erhalten, vom FI weitergehende Informationen anzufordern, wenn das zur Ergänzung der Meldung notwendig scheint. Bringt das wirklich die erhoffte Verbesserung?

Kaum Opposition gibt es bei der Frage, ob man zur Bekämpfung von Geldwäscherei und



Kundengelder im Visier: Paradeplatz, Zürich.

organisierter Kriminalität international zusammenarbeiten soll. Dass dies den Austausch von Informationen erfordert, ist unbestritten. Das wahre Problem in der Beziehung zur Egmont-Gruppe ist nicht die fehlende Grundlage für die Herausgabe von Bankunterlagen. Vielmehr fehlt es der Schweizer FIU seit Anbeginn an «Intelligence», also der Möglichkeit der eigenständigen Informationsbearbeitung. Im Rahmen einer Strukturreform des Bundesamts für Polizei war vor gut zehn Jahren entschieden worden, dass das MROS im Gegensatz zum zivilen Nachrichtendienst keine Kompetenz zur Nachrichtenanalyse haben

soll. Es ist damit reduziert geblieben auf die Funktion einer Durchlaufstation für Geldwäschereinmeldungen ohne Kompetenz zu einer echten Bearbeitung der Informationen.

Die Egmont-Gruppe erwartet von der Schweiz nicht mehr Dokumente, sondern mehr Informationen. In Tat und Wahrheit tauscht normalerweise kein einziges Land Originaldokumente (Rohdaten) mit anderen Ländern aus, sondern es erstellt Berichte mit verarbeiteten Informationen, die sich klar auf den Geldwäscherei-Verdacht beschränken. Das ist nicht nur bei Nachrichtendiensten so üblich, sondern auch bei der Zusammenarbeit unter FIU. Oft steht nur schon der Quellenschutz einer Weitergabe von Originalinformationen entgegen, ganz zu schweigen davon, dass umfassende Originaldokumentationen durch die ausländischen Behörden für Anliegen zweckentfremdet werden könnten, die mit Geldwäscherei nichts zu tun haben.

Will man bei der Bekämpfung der internationalen organisierten Kriminalität und der Geldwäscherei einen Fortschritt erzielen, so muss man das MROS nach 14 Jahren endlich mit den notwendigen Kompetenzen ausstatten. Das kann zwar wie vorgesehen auch bedeuten, dass die FIU vom FI zusätzliche Informationen anfordern kann. Was aber viel wichtiger ist: Im GwG muss nun klar verankert werden, dass das MROS die Kompetenz (und Verantwortung!) zur Analyse der erhaltenen Informationen erhält. Die bearbeiteten Informationen (nicht die Rohdaten!) dürfen dann natürlich auch mit anderen Partnerdiensten ausgetauscht werden.

Nachdem der zivile Nachrichtendienst unter dem neuen Namen NDB zum Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) gewechselt hat, wäre auch politisch der Weg für eine solche Reform frei, falls man das MROS nicht gerade ganz in den Nachrichtenbereich übersiedeln will. Der Bundesrat ist daher gut beraten, die Vorlage entsprechend anzupassen und ins Parlament zu bringen. Wenn das MROS nach langen Jahren statt mehr Dokumenten endlich mehr «Intelligence» erhält, dann klappt's auch wieder mit der Egmont-Gruppe. Sonst ist die Revision nur gut gemeint, was bekanntlich das Gegenteil von gut ist.

David Zollinger war bis 2007 als Staatsanwalt Leiter des Geldwäschereibereichs im Kanton Zürich. Er ist Mitglied der Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft und war bis letzte Woche Partner bei der Bank Wegelin.

Auf direktem Weg in die Banlieues

Jeder soll 4000 Franken im Minimum verdienen. Dies verlangt eine neue Initiative, welche die Gewerkschaften letzte Woche eingereicht haben. Was auf den ersten Blick sozial klingt, verschärft tatsächlich das Problem der Betroffenen. *Von Santosh Brivio*

Die Lebenskosten in der Schweiz sind hoch. Umso mehr erscheint ein Minimallohn von 4000 Franken angebracht. Denn auch mit 4000 Franken pro Monat sind keine allzu grossen Sprünge möglich – vor allem wenn damit eine Familie versorgt werden muss.

Ist ein garantierter Mindestlohn tatsächlich ein Rezept gegen die Tatsache, dass es Leute gibt, die trotz einer Vollbeschäftigung nur schwerlich oder mit grösseren Einschränkungen über die Runden kommen? Die Frage ist leider mit Nein zu beantworten, aus wirtschaftlicher, aber auch aus sozialer Sicht.

Vor dem ökonomischen Hintergrund erweist sich die Forderung nach einem gesetzlich festgelegten Mindestlohn als Schuss in den Ofen, weil die Salärhöhe letztlich immer das Ergebnis eines Gleichgewichtes zwischen Angebot und Nachfrage ist: Die Nachfrage der Arbeitnehmenden nach Erwerb trifft auf das Arbeitsangebot der Unternehmen. Wie in jedem anderen Markt resultiert aus diesem Aufeinandertreffen von Angebot und Nachfrage – mit dem Qualifikationsniveau des Arbeitnehmers als zusätzlicher Einflussgrösse – ein Gleichgewicht oder ein Preis. In diesem Fall in Form der Höhe des ausbezahlten Lohnes.

Legt der Staat nun eine verbindliche Lohnuntergrenze fest, die oberhalb dieses Gleichgewichtes liegt, werden Unternehmungen sich hüten, Personal einzustellen, welches nicht mindestens eine Produktivität von 4000 Franken aufweist. Es ist sogar zu befürchten, dass Mitarbeitende entlassen werden, die für das Unternehmen nicht einen entsprechend hohen Mindestmehrwert generieren. Denn die Beschäftigung jedes Mitarbeiters unterhalb dieses Produktivitätsniveaus würde bedeuten, dass die jeweilige Stelle mehr Kosten verursacht, als sie Nutzen generiert. Es kommt vor allem zu einer Verdrängung von eher niedrig qualifizierten Arbeitnehmenden – ein Phänomen, das in der Ökonomie als «crowding out» bekannt ist. Ein Rationalisierungsschub setzt ein. Die Arbeit muss von weniger Personal bewältigt werden, oder sie wird ins Ausland verlegt.

Gerade in diesem «crowding out»-Effekt liegt denn auch der Hauptgrund, warum sich ein Mindestlohn auch aus sozialer Sicht nicht als zielführend erweist. Denn es leuchtet ein, dass gerade die am geringsten qualifizierten Arbeitskräfte auch jene sind, die sich auf einem tiefen Produktionsniveau befinden – also wahrscheinlich unterhalb des jeweiligen Gleichgewichtes zwischen Arbeitsangebot,

Erwerbsnachfrage und Qualifikationsniveau. Mit der Verdrängung dieser Arbeitnehmenden aus dem Erwerbsprozess steigt für sie die Gefahr massiv an, nie mehr ins Arbeitsleben zurückzufinden und somit früher oder später zu einem Fall für die staatliche Sozialhilfe zu werden. So ist es denn auch nicht erstaunlich, dass beispielsweise in Frankreich – wo ein Mindestlohn von 1800 Euro pro Monat vorgeschrieben ist – die Jugendarbeitslosigkeit bei rund vierzig Prozent liegt. Wohin dies führen kann, zeigten die Jugendunruhen in den Banlieues.

Graben in der Gesellschaft

So tragisch die Verhinderung des Eintritts in das Erwerbsleben infolge eines Mindestlohns auch ist – dies stellt leider erst den Beginn einer Abwärtsspirale für den Arbeitnehmer dar. Es ist nicht mehr möglich, auch als schulisch gering qualifizierte Arbeitskraft eine – gering bezahlte – Arbeitsstelle zu finden, wo man sich längerfristig durch Fleiss und Zuverlässigkeit auszeichnen kann, um sich vielleicht auf diese Weise die Chance auf ein gewisses Weiterkommen zu erarbeiten. Im Gegenteil. Die Einführung eines Mindestlohns reisst einen unüberwindbaren Graben in die Gesellschaft: Auf der einen Seite befinden sich jene, deren Arbeitsproduktivität höher als 4000 Franken pro Monat ist, und auf der anderen Seite jene Bedau-

ernswerten, deren maximale Produktivität unter den minimalen Lohnkosten liegt und die somit als direkte Folge des Mindestlohns vom Arbeitsmarkt ausgegrenzt bleiben.

Anders ausgedrückt: Der heutige Geringverdiener wird mit der Einführung eines Mindestlohns zum Arbeitslosen von morgen. Letzten Endes läuft es darauf hinaus, ob eine Arbeitslosigkeit dem Nachgehen einer gering bezahlten Tätigkeit vorzuziehen ist. Es dürfte indessen auf der Hand liegen, dass das Ausüben einer Tätigkeit der gefühlten Würde und dem psychischen Wohlbefinden des Einzelnen mehr dient als ein Abdriften in die Arbeitslosigkeit. Statt gering Ausgebildeten den Eintritt ins Berufsleben zu verunmöglichen, wäre es um einiges effektiver, einerseits das verfügbare Einkommen durch die Verringerung von Steuer- und Abgabelast zu erhöhen und andererseits die Arbeitsmarkt-Eintrittshürden herabzusetzen. Mit Forderungen nach mehr Steuern und Gebühren (Belastung des verfügbaren Einkommens) sowie nach mehr Ferien (Erhöhung der Eintrittsbarrieren) gehen die Bemühungen von Gewerkschaften und Linken leider in die komplett gegenteilige Richtung. Ob dies sozial ist, muss jeder selbst beurteilen.

Santosh Brivio ist wissenschaftlicher Mitarbeiter einer Schweizer Privatbank.



Schuss in den Ofen: Die Mindestlohn-Initiative wird am 23. Januar in Bern eingereicht.



Wie im Rausch

Mit der Schlacht von Sempach beginnt die endgültige Vertreibung der Habsburger. Die Schweizer sehen sich als auserwähltes Volk. *Von Peter Keller*

Leopold III. lässt absitzen. Seine Ritter ächzen vom Ross. Wie die Bauernhorde gegenüber ziehen sie zu Fuss aufs Schlachtfeld. Damit sollen die wertvollen Tiere geschont werden. Ihre Schweizer Gegner sind bekannt dafür, dass sie zuerst auf die Pferde losgehen, um an die Reiter zu kommen. Sie holen die edlen Herren buchstäblich vom hohen Ross. Mit dem Absitzen, vermutet der Militärgeschichtler Hans Rudolf Fuhrer, hätten sich die Österreicher bewusst die Möglichkeit zur Flucht verwehrt. «Sie bekundeten damit demonstrativ, den Kampf bis zur Entscheidung austragen zu wollen.»

Über ihnen glüht die Julisonne mit roten züngelnden Farben. So illustriert der Luzerner Chronist Diebold Schilling gut hundert Jahre später (siehe Bild rechts), was zeitgenössische Quellen übereinstimmend berichten: Der neunte Heumonath des Jahres 1386 muss ein brütend heisser Sommertag gewesen sein.

Wieder stehen sich Österreicher und Eidgenossen gegenüber. Wieder geht es um Vorherrschaft und alte Ansprüche, um Denkmäler und vorangegangene Scharmützel. Doch dieses Mal soll alles anders werden. Noch nach Generationen haust dem Habsburger Herzog der Schreck in den Knochen. Es war sein Grossonkel und Namenspatron Leopold I., der 1315 am Morgarten eine blutige Ohrfeige kassierte. Mit Steinen bewarfen die Schwyzer das feindliche Heer. Unter Geschrei stürmten die *landliüt* von den Steilhängen hinunter, schnitten den Österreichern den Weg ab, trieben die Reiter in den Sumpf und den nahen Ägerisee, wo die adligen Blechbüchsen elendiglich versoffen.

Jetzt zieht der Grossneffe mit dem Haupttharst seines Heeres auf einer sicheren Anhöhe entlang, vorbei am Weiler Vogelsang Richtung Hildisrieden (siehe Darstellung S. 40). Der Hügelzug senkt sich sanft hinunter zum See. Dort, am unteren Ende, liegt das eigentliche Ziel der Expedition, das abtrünnige Städtchen Sempach. Das Terrain bietet wenig Gelegenheit für Hinterhalte oder überraschende Flankenangriffe. Tatsächlich: Ein zweites Morgarten wird es nicht geben... Dass alles viel schlimmer kommt, ahnt zu diesem Zeitpunkt jedoch keiner der siegesgewissen Habsburger.

Expansionsstrategie der Luzerner

Anfang Jahr, im Januar 1386, hatten die Luzerner Sempach ins Burgrecht aufgenommen und zusätzlich das ganze Entlebuch. Eine überaus

schlaue Expansionsstrategie. Mit dem Burgrecht band Luzern das Umland unbürokratisch an sich, und dieses war die lästigen fremden Vögte los. Man tauschte seine bisherigen Herren gegen grosszügigere neue Herren ein.

Zuvor hatte eine ausgelassene Bande junger Männer die verhasste, unmittelbar vor ihrer Heimatstadt gelegene Zollfeste Rothenburg gestürmt. Obschon Luzern 1332 dem Bund der Eidgenossen beigetreten war, gehörte es formell immer noch zu Österreich, was die selbstbewussten Innerschweizer aber nicht hinderte, dem Herzog ein Dorf, ein Landstädtchen ums andere abzujagen und die habsburgischen Pfandherren zu vertreiben.

Ein Affront, den das stolze Geschlecht aus dem Aargau nicht länger schlucken mochte. In Brugg zog Leopold sein Heer zusammen – aus allen Winkeln Europas: aus Basel, Lothringen, Brabant, Burgund, vom Neuenburgersee, aus dem Elsass, den Niederlanden, dem Sundgau, dem Breisgau, aus Tirol, von der Etsch und aus der Lombardei, jeder in seinen Farben und Wappen gekleidet, ein Gewimmel von himmelwärts gerichteten Bannern.

Eidgenossen schlagen «grülich» zu

Rund 3000 Mann, die Mehrheit zu Pferd, ziehen Richtung Zofingen und von dort gegen Sempach und hätten dieses «gerne gestürmt und wieder gewonnen», wie der Strassburger Geistliche Jakob Twinger von Königshofen um 1390 schreibt. Die Bewohner konnten dem Angriff trotzen. So wollte Leopold wenigstens, heisst es beim Chronisten weiter, «das Korn und die Früchte ringsum verheeren und abmähen lassen den Schwizern zu Leide». Darum habe der Herzog auch rund 200 Mäher mit ihren Sensen dabeigehabt.

Ihnen entgegen eilen die Kontingente der Eidgenossen. Luzerner, Schwyzer, Unterwaldner, Urner. Auf beiden Seiten stehen sich etwa gleich grosse Verbände gegenüber. Die Habsburger rücken vor, sie verzichten auf ihren sonst üblichen berittenen Ansturm. Diebold Schilling zeigt, wie sich die beiden Heere ineinander verkrallen. Die Schweizer suchen den Nahkampf, aber die Langspiesse ihrer Gegner bilden eine tödliche Phalanx.

Konrad Justinger (um 1370–1438) erwähnt in seiner eher nüchternen Art, wie die Eidgenossen anfänglich «grossen schaden» nahmen. Bald aber hätten sie den Speerwall durchdrungen «und lieffen in die herren» und hätten «so grülich» mit ihren Halbarten zugeschlagen,



Brütend heisser Sommertag: die Schlacht bei

«daz nüt vor den streichen gestan mocht». Hier ist sie: diese Urgewalt der Schweizer Krieger.

Allerdings muss man Abschied nehmen von der romantischen Vorstellung, bei Sempach hätten sich spontan freiheitswillige Eidgenossen eingefunden, die noch schnell zwischen der Melkarbeit nach selbstgebastelten Waffen griffen, um gegen ihre Unterdrücker und Herren vorzugehen. Nein. Da war ein harter, kampferprobter Kern zugange. Kriegshandwerker, die sogar schon in Diensten ihres Feindes gestanden hatten: für Rudolf I. von Habsburg, dessen Heer sie 1289 vor Besançon in



Sempach am 9. Juli 1386, illustriert von Diebold Schilling.

einem nächtlichen Handstreich aus einer Belagerung befreit hatten.

Für die eidgenössische Disziplin spricht auch die älteste ausführliche Quelle, von Jakob Twinger von Königshofen (1346–1420). Er schildert das Geschehen weitgehend neutral. Die jüngeren Edelleute seien «gierig zum Streit» und vor allem «ungeordnet» Richtung Eidgenossen geeilt, hätten geschrien, man solle «die Buben» erstechen. Diese haben die heranstürmenden Österreicher bereits «wohl geordnet» erwartet. Die Heere prallen aufeinander und zwar «auf einem ebenen

Felde vor Sempach», so dass zu beiden Seiten «ritterlich gefochten ward». Eine wichtige Bemerkung. Zum ersten Mal wird ein adliges Heer im offenen Kampf von einem nicht standesgemässen Haufen aus Bauern und Bürgern besiegt. Damit stellen die Eidgenossen die mittelalterliche und, wie allgemein geglaubt wurde, gottgewollte Ständeordnung auf den Kopf. Eigentlich oblag dem Adel die Pflicht der Schutzherrschaft. Der Pöbel hatte dafür zu arbeiten, Abgaben zu leisten und in der Regel kein Recht, eine Waffe zu tragen. Darum betonen besonders die eidgenössisch

gesinnten (späteren) Chronisten, dass eben doch alles seine Richtigkeit hatte. Sie stellen die Bauern als fromme Krieger dar, die vor der Schlacht auf die Knie zum Gebet sinken, während die Ritter oft als übermütige Frevler und Schänder auftreten. In der Zürcher Chronik (1476) bekommen die siegreichen Schweizer den Segen sogar von ganz oben: Fast hätten die Österreicher die Schlacht für sich entschieden, «da half der allmächtige ewige Gott den getreuen Eidgenossen, dass sie obsiegten [...] und die Herren erschlagen wurden und auch mit ihnen Herzog Lütbold von Österreich». >>>

An die Stelle des Adels tritt in der Eidgenossenschaft der dritte Stand. Die Schweizer sehen sich als Gottes auserwähltes Volk, nach dem Pauluswort als jene «unedlen», die Gott «ussgewellt» habe, «damit der edlen hoffart wird abgestellt». Der Beweis hierfür, schreibt der Historiker Guy P. Marchal, «waren die zahlreichen Schlachtsiege, in denen man ganz selbstverständlich Gottesurteile zugunsten der Eidgenossen und gegen die Ritterschaft erkannte». Darin habe der tiefere Grund gelegen, warum die Kriegstaten im Geschichtsbewusstsein der Eidgenossen eine so eminente Bedeutung spielten.

Bis aufs Hemd geplündert

Neben dem Herrgott half offenbar auch das Wetterglück. Diebold Schilling setzte nur gestalterisch um, was er in den Überlieferungen vorfand. «Nun war es dazumal der heisseste Tag des Jahres, und von der Hitze und Arbeit in dem Streite wurden die Herren alsbald ermüdet und schwach, dass sie in ihrem Harnische ersticken wollten» (Jakob Twinger von Königshofen). Die Kraft ist weg – und der Mut auch. Im hinteren Teil setzen sich bereits erste Mitstreiter ab. Vorne sahen «etliche Herren» die Flucht und «riefen nach ihren Hengsten und wären auch gerne davon gerannt». Doch die Knechte hatten sich selber aus dem Staube gemacht.

Die Schlacht bei Sempach wird zum Gemetzel. «Zu diesem Streite nahm man niemand gefangen.» Mehrere hundert Österreicher bleiben auf dem Feld liegen. Auch rund 200 Schweizer fallen. Die Sieger sammeln ihre Kriegsbeute ein. «Dazumal ward den Eidgenossen grosses Gut an Silber und Gold, an Harnischen und an Pannern», wird stolz berichtet. Die eroberten Feldzeichen hängen als Trophäen in den Kirchen von Schwyz und Luzern.

Auch das zeigt Diebold Schilling auf seinem Aquarell: wie die Eidgenossen wie im Rausch plündern (Mitte links). Das letzte Hemd nehmen sie den Gefallenen ab. Einer der getöteten Ritter liegt nackt auf dem Boden. Offenbar hätten manche sogar noch während des Kriegsgeschehens begonnen, sich zu bereichern. Ein Umstand, der die eidgenössischen Anführer 1393 veranlasst, sich mit dem Sempacherbrief eine interne Kriegsordnung zu geben. Darin verpflichten sich die Orte auf ein Minimum an zivilisiertem Verhalten in der Kriegsführung.

Jegliche Gewalttat unter Eidgenossen wird verboten. Fahnenflüchtige und Marodeure sollen künftig abgeurteilt werden. Plündern dürfe man erst nach erfochtenem Sieg, dabei seien Kirchen, Klöster und Frauen zu schonen. Die Hauptleute teilen die Beute. In Anbetracht der damaligen brutalen Kriegswirklichkeit ist diese Übereinkunft ein Fortschritt. Gleichwohl mutieren die Eidgenossen deswegen nicht zu sozialpädagogisch veranlagten Pazifisten. Sie

schreiben noch für die nächsten rund 200 Jahre als Söldner europäische Geschichte.

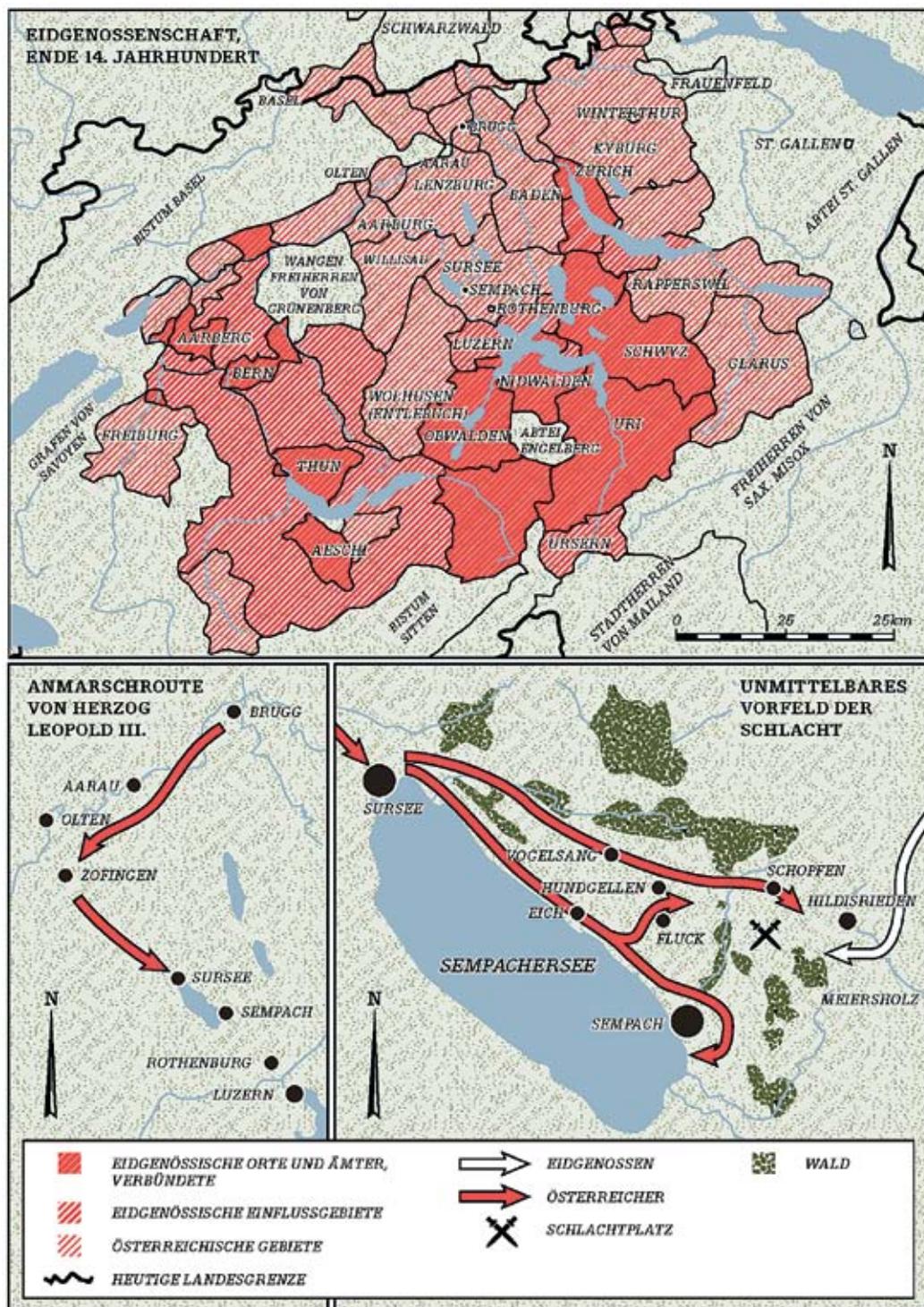
Winkelried bahnt eine Gasse

Wer heute das ehemalige Schlachtfeld im luzernischen Mittelland aufsucht, findet eine Kapelle mit Schlachtszenen, ein Beinhaus (angeblich mit Knochen von Gefallenen) und ein schlichtes, aus Granit gehauenes Denkmal. Darauf steht mit goldenen Lettern ein einziger Satz: «Hier hat Winkelried den Seinen eine Gasse gemacht.»

Viel martialischer wird der gleiche Mann in seinem Heimatort Stans präsentiert. Zwischen Rathaus und Kirche hat Ferdinand Schlöth (1818–1891) den Nidwaldner Helden aus Mar-

mor geformt. Hingesunken, ein Bündel Speere in den Armen und in der Brust, blickt Winkelried seitlich über die Schulter zurück: Hinter ihm, mit aufgezogener Streitaxt, rückt ein Kamerad nach. Damit ist die drohende Niederlage abgewendet. Sobald die Schweizer nahe genug an die Ritter kommen, sind ihre kürzeren Hieb- und Stichwaffen (Halbarte, Schwert, Dolch) überlegen. Im Handgemenge nützen die österreichischen Langspiesse nichts.

In den frühen Quellen ist von keinem besonders herausragenden Mann die Rede, nur von den anfänglichen Schwierigkeiten. Erst die Zürcher Chronik von 1476 erwähnt die Winkelried-Tat eines «getrüber man under den Eidgenozen». «Als er sah, wie es so übel ging,



Wenig Gelegenheit für Hinterhalte: Kampfverlaufskarte (u.), Eidgenossenschaft vor gut 600 Jahren.

und die Herren mit ihren Lanzen und Spiesen jeweils die Vordersten niederstachen, ehe man sie mit den Halbarten erreichen konnte, da drang der ehrenhafte und tapfere Mann vorwärts. Er vermochte so viele Spiesse, wie er nur konnte, zu ergreifen und nieder zu drücken, so dass die Eidgenossen die Spiesse alle abschlagen konnten.»

Ein Einzelner opfert sich für die gemeinsame Sache auf. In der ausgeschmückten Version späterer Jahrhunderte soll Winkelried mit den Worten «Sorget für mein Weib und meine Kinder» den Seinen eine Gasse gebahnt haben. Der edle Mythos spiegelt den Auftrag: Auch die Gemeinschaft hat ihren Teil für den Einzelnen zu leisten.



Integrationsfigur: Winkelried.



Nachhaltige Wirkung: Sempach-Feierlichkeiten.

Der literarisch begabteste unter den damaligen Schweizer Historikern, Aegidius Tschudi (1505–1572), wird aus dem «getrüwen man» einen Nidwaldner mit dem Namen «Arnold Winkelriet» machen. Bei Diebold Schillings Darstellung lässt sich ebenfalls ein Mann erkennen, der ein Bündel Speere umfasst – dieser trägt allerdings Hosen in den blauweissen Luzerner Farben.

Schweiz wächst in ihre heutigen Grenzen

Der Sempacher Sieg entfaltet eine nachhaltige Wirkung. Nach innen wie aussen. Zwar wird der Kleinkrieg mit Habsburg weitergehen. Doch 1388 verlieren die Österreicher nochmals bei Näfels einen grösseren Kampf. Gegen eine numerisch weit unterlegene Streitmacht aus Glarnern und ein paar Verbündeten. Die Schmach war komplett. 1389 folgt ein siebenjähriger Friede zwischen den Parteien. Die von den Eidgenossen eroberten Gebiete bleiben in deren Besitz.

«Für den Adel und die patrizische Oberschicht im schweizerischen und süddeutschen Raum war neben dem Prestigeverlust der noch lange nachwirkende Aderlass durch die hohen Verluste verheerend», fasst Hans Rudolf Fuhrer die Situation zusammen. «Gleichzeitig war mit Leopold III. der Führer gefallen, um den sich der regionale Adel hätte scharen können.» Österreich wird seine Interessen noch mehr Richtung Osten verschieben. War Leopolds Vater, Albrecht II. (1298–1358) noch auf dem Habsburger Stammsitz im Aargau zur Welt gekommen, wuchs er selber schon in Wien auf als künftiger Herzog von Österreich, Kärnten und der Steiermark.

Für die junge Eidgenossenschaft war der Sieg eine Bestärkung. Eine Niederlage in Sempach hätte Habsburg wohl benützt, um seine verlorene Herrschaft wieder zu sichern und durchzusetzen. Nun führten Orte wie Zürich, Bern, Uri und Schwyz ihre Eroberungspolitik erfolgreich fort. Die Schweiz wächst in ihre heutigen Grenzen.

Noch aber ist der Bund instabil. Dass die Eidgenossenschaft so lange durchhält, hätte keiner vorauszusagen gewagt. Links und rechts entstehen und vergehen Staaten und Reiche. Trotz interner Händel raufen sich die Orte immer wieder zusammen. Nicht zuletzt dank des Rückgriffs auf die gemeinsam durchkämpfte Geschichte, in der Sempach eine Sonderstellung einnimmt.

Mit Winkelried wird sich die Schweiz im 16. Jahrhundert einen Helden schenken. Ohne deutsche Mithilfe wie im Falle von Schillers Wilhelm Tell. Einen Höhepunkt der Verehrung erfährt der tapfere Nidwaldner im jungen Bundesstaat. Nach dem Sonderbundskrieg 1847 und dem Sieg der liberalen Kantone über die Innerschweizer bot sich Winkelried als Integrationsfigur an. Er war es, der die Einheit der Eidgenossen überhaupt möglich gemacht hatte.

Schlachtenserie, nächste Folge: Die Appenzellerkriege

Sempach, 1386

Zahlen und Fakten

Je rund 3000 Eidgenossen und Österreicher liefern sich eine blutige Schlacht. Die Schweizer gewinnen. Herzog Leopold III. bleibt tot auf dem Feld liegen.

Ursachen und Anlass

1332 schliesst sich Luzern der Eidgenossenschaft an. Formell bleibt die österreichische Herrschaft aber bestehen. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts beginnt Luzern (wie auch Bern), auf Kosten Habsburgs zu expandieren. Sempach und das Entlebuch werden ins Burgrecht aufgenommen, die Zollfestung Rothenburg wird gewaltsam geschleift. Der Konflikt zwischen den bestehenden Herrschaftsansprüchen des Adels und den Expansionsbestrebungen städtischer und ländlicher Eliten eskaliert.

Folgen und Bedeutung

Mit dem Sieg über die Habsburger bestätigt und verfestigt die Eidgenossenschaft ihren Bund. Österreich wird nach und nach aus den heute schweizerischen Gebieten verdrängt.

Chronologie der Ereignisse

1332 — Luzern tritt dem Bund der Eidgenossenschaft bei, bleibt aber formell österreichisch.

1385 — Luzern zerstört vor seinen Toren die österreichische Zollfeste Rothenburg (Dezember).

1386 — Aufnahme von Entlebuch und Sempach ins Luzerner Burgrecht (Januar).

Die Eidgenossen treiben ihre aggressive Expansionspolitik weiter voran. Herzog Leopold III. von Österreich-Habsburg versammelt ein Ritterheer in Brugg (Juni).

9.7.1386 — Schlacht bei Sempach. Sieg der Schweizer. Leopold III. fällt.

1388 — Schlacht bei Näfels. Sieg der Glarner und Schwyzer über die Habsburger (9.4.).

1389 — Siebenjähriger Friede mit Österreich; die von den Eidgenossen eroberten Gebiete bleiben ihnen überlassen (April).

1393 — Die Eidgenossen legen im Sempacherbrief ihre Kriegsordnung fest (10.7.).

Ausflugstipps

Kapelle bei Sempach mit imposantem Fresko der Schlacht und kleines Beinhaus. Jährliche Gedenkfeier.

Das Geschäfts-Model

Innert fünfzehn Jahren hat Heidi Klum aus ihrem kleinen Familienunternehmen ein Imperium gemacht. Das 39-jährige Topmodel ist ein Vermarktungsgenie mit breit gefächerten Talenten. Hinter ihren Firmen wacht als Geschäftsführer der tüchtige Vater. *Von Carola Sonnet*

Brentwood, Los Angeles. Hoch oben, auf einem Berg in der gleissenden Sonne mit Blick bis auf den Pazifik, steht das Getty-Museum, einer der berühmtesten Kunsttempel der Welt, in einem der reichsten Stadtteile von Los Angeles. Bekannter als das Museum sind aber die Bewohner der Villen von Brentwood. Eine von ihnen heisst Heidi Samuel – besser bekannt als Heidi Klum.

Eines der reichsten Models, zeitweise sogar das am meisten fotografierte der Welt. Mit 20 Millionen Dollar Jahreseinkommen schaffte sie es 2011 in der *Forbes*-Liste der Models auf Platz 2. Mehr verdiente nur Gisele Bündchen. Dabei macht die mittlerweile 38-Jährige ihre Millionen längst nicht mehr nur mit Modeln. Vielmehr formte sie kontinuierlich ihren Namen zu einer Marke – und entwickelte damit ein weitverzweigtes Geschäft.

Wie aber funktioniert das Geschäftsmodell Klum? Sie schaffte, was vor ihr noch keinem Model so gelungen war: aus dem Job heraus Werbung für Produkte zu machen, die mit Mode nichts zu tun haben. Mit eiserner Disziplin erkämpfte sie sich ein Geschäftsfeld nach dem anderen. Das hochprofessionelle Eigenmarketing bügelt jeden Kratzer, den es an der Fassade der Sauberfrau geben könnte, schnell wieder aus. Der Blick unter diese glänzende Oberfläche ist unerwünscht: Öffentlich bekannt ist über das Unternehmen hinter der omnipräsenten Heidi so gut wie nichts.

Spagat zwischen Glamour und Erdung

Es basiert auf drei Einkommensquellen: Die erste ist das Model Heidi Klum. Die zweite die Moderatorin und Produzentin der Sendungen «Germany's Next Topmodel» in Deutschland und «Project Runway» in den USA. Drittens ist Klum ein Werbestar, wie es kaum einen zweiten gibt: McDonald's, Coca-Cola, VW, Douglas, Peek & Cloppenburg, Braun, Otto, Birkenstock, Katjes. Es scheint nur wenig zu geben, was sich nicht verkaufen lässt, wenn Heidi draufsteht. Den Wert der Marke Heidi Klum kalkulierte Batten & Company, vormals BBDO, auf 28,3 Millionen Euro. Das war vor sechs Jahren, also noch vor «Germany's Next Topmodel». «Der Markenwert ist seitdem mit Sicherheit gestiegen», sagt Björn Sander, der für den Markenwert prominenter Persönlichkeiten zuständige Partner. Die extrovertierte Art Klums prägte ihren Aussenaustritt: «Sie schafft den perfekten Spagat zwischen Glamour und Erdung», sagt Sander. Jede Wer-



Eiserne Disziplin: Firmendirektin Klum.

bung passe perfekt zu ihrem Markenkern – das spreche für ein gutes Markenmanagement: «Sie pflegt das Image des netten Mädchens von nebenan, das es trotzdem auf die Bühnen dieser Welt geschafft hat.»

Und dieses Image macht sie zu Geld: Allein den Wert ihrer Beine berechnete eine Versicherung auf 1,6 Millionen Euro. Sie hat sich einen Markt geschaffen, der nach einem Model fragt, das nicht schweigend und schön über den Laufsteg schreitet, sondern moderierend und plappernd gute Laune verbreitet, von Plakawänden grinst und ihren Brüsten Namen gibt. Laut einer Forsa-Studie kennen sie 96 Prozent der befragten Deutschen.

Katjes war 2001 ihr erster Werbepartner in Deutschland. Für den Süßigkeitenhersteller aus Emmerich ein «absoluter Glücksgriff», sagt Geschäftsführer Tobias Bachmüller: «Sie hat uns eine Steigerung von 30 Prozent in zwei Jahren gebracht.» Er erklärt sich ihren Erfolg so: «Heidi ist eine ideale Mischung aus Charme und Professionalität.»

Klum bleibt dem Bild, das sie von sich für die Öffentlichkeit entworfen hat, treu – sie erfindet nur immer neue Variationen ihrer selbst. Seit kurzem designt die mittlerweile vierfache Mutter Schwangerschaftsmode und moderiert eine Kindersendung in den USA. Mehr Mama als Model, mehr Geschäftsfrau als Glamourgirl: ob sie sich in Brentwood mit ihren Kindern auf dem Weg vom Karatetraining zum Supermarkt fotografieren lässt oder in Köln mit Noch-Ehemann Seal kostümiert Bonbons vom Karnevalswagen schmeißt. Von der Publicity profitiert ihr Unternehmen, die Heidi Klum GmbH in Bergisch Gladbach. Denn hinter der Fassade des Dauerlächelns und der scheinbaren Leichtigkeit hat sie ihr kleines Familienunternehmen in ein facettenreiches Mini-Imperium verwandelt.

Porzellan, Bildbände, Events

Die Liste der Tätigkeiten der Heidi Klum GmbH – im Handelsregister offiziell als Unternehmensberatung angemeldet –, ist schon sehr lang: Waren es zunächst nur Kosmetik- und Modeartikel, hat das Unternehmen die «den Gesellschaftszweck fördernden Tätigkeiten» längst erweitert auf Schuhe, Porzellan und Glaswaren, Möbel und Inneneinrichtung. Sogar Tapeten und Innendekor sind vorgesehen. «Produkte des täglichen Bedarfs» für Körper- und Gesundheitspflege, Sportartikel, Fitnesspräparate, Nahrungsergänzungsmittel, Bücher, Kalender und Bildbände stellt es her und vertreibt diese. Es bietet Marketing und Merchandising, organisiert Werbeveranstaltungen und Events, betreibt eine Künstler- und Modelagentur. Das Unternehmen handelt mit «Rechten, insbesondere Markenrechten». Sogar der «Betrieb von gastronomischen Einrichtungen» ist im Portfolio aufgelistet, es ist an alles gedacht.

Und das schon lange. Bereits am 10. Juni 1996, vier Jahre nach der Matura und dem Sieg beim ersten Model-Contest, gründete sie die Heidi Klum Verwaltungs-GmbH und die One Eins Management, eine 100-prozentige Tochter, hinzugekommen. Als Firmensitze sind unscheinbare Häuser in Odenthal und Bergisch Gladbach angemeldet.

Aus dieser Gegend, nicht weit von Köln, kommt Heidi Klum, dort hat sie das Abitur gemacht, bevor sie mit zwanzig nach New York zog. Hier leben ihre Eltern, Günther und Erna Klum, hier fing alles an. Günther Klum ist alleiniger Geschäftsführer. Der 66-Jährige ist auch als Gesellschafter mit 25 000 Euro und als Kommanditist mit 26 000 Euro an der Heidi Klum GmbH beteiligt. In der Bilanz taucht er als einziger Mitarbeiter auf.

«Die letzte Entscheidung bei allen Vertragsverhandlungen lag immer bei ihr.»

Als Manager ist sein Arbeitsplatz in der Dellbrücker Strasse 63 in Bergisch Gladbach angeben. Dabei sieht er sich selbst nicht als ihr Manager, das könne sie selbst, sagte Günther Klum 2005 in einem seiner seltenen Interviews. Sie sei Gesellschafterin, er der Geschäftsführer, das sei die Arbeitsteilung. Sie habe die Ideen, er setze sie um. Katjes-Chef Bachmüller sagt: «Die letzte Entscheidung bei allen Vertragsverhandlungen lag immer bei ihr.»

Die einzigen offiziell erhältlichen Zahlen betreffen die Bilanzsumme des Unternehmens: Diese beläuft sich nach Angaben der Wirtschaftsauskunft Creditreform für 2009 auf 1,09 Millionen Euro – fast 64 Prozent mehr als 2008. Kaum vorstellbar, dass Günther Klum diese inzwischen so weit verzweigte Klum-Firma mit all den lizenzierten Produkten, Modelnien, Kosmetikprodukten, Geschäftspartnern und Agenturen alleine am Laufen hält. Auf Anfrage teilte Günther Klum nur mit: «Zu unseren innerbetrieblichen Strukturen und Vorgängen möchten wir keine Stellung nehmen.» Auch nicht dazu, wie sich die Geschäfte 2010 und 2011 entwickelt haben. Fest steht, dass Pro Sieben seitdem weitere Staffeln von «Germany's Next Topmodel – by Heidi Klum» gesendet hat – die siebte startet in diesem Februar, 15 711 junge Frauen haben sich beworben. Seit sechs Jahren sind die Quoten hervorragend.

Heidi Klum selbst war nie das klassische Topmodel, hat ihren Weg nicht über die Laufstege in London, Mailand, Paris und New York gemacht, sondern ist über Fotoshootings, die Werbung und auch über ihre Beziehung mit dem Formel-1-Manager Flavio Briatore erst so richtig bekannt geworden.

Warum sich Pro Sieben trotzdem für Heidi Klum entschied, erklärt Sender-Sprecher

Christoph Körfer folgendermassen: «Als Produzentin bringt sie ihre Expertise als Topmodel in allen Planungs- und Realisationsphasen der Sendung mit ein.» Sie arbeite mit allen zusammen, Redaktion, Produktion, Marketing, Kommunikation und Cross-Promotion. Wie viel Heidi Klum mit einer der mittlerweile 86 Folgen «GNTM» verdient hat, dazu möchte sich weder ihre PR-Agentur noch Pro Sieben äussern: «An dieser Stelle sind wir diskret wie eine Schweizer Bank.»

Auch der US-Sender Lifetime, auf dem «Project Runway», ihre Suche nach Jung-Designern, seit Jahren erfolgreich läuft, sagt nichts zu ihrem Honorar. Die USA sind Heidi Klums zweite Heimat, hier hat ihr Unternehmen das zweite feste Standbein. Seit 2008 ist sie amerikanische Staatsbürgerin. Den internationalen Durchbruch schaffte sie 1998 als erste Deutsche auf dem Titel der *Sports Illustrated*. Von 1997 bis 2010 lief sie auf der jährlichen Victoria's-Secret-Show mit anderen Modelgrößen. Heute hat sie in New York eine Wohnung und lebt mit der Familie in L. A. Hier hat sie eine Schmuckkollektion für Mouawad entworfen und Jeans für das Label Jordache.

Doch sie ist nicht nur Model, Moderatorin, Produzentin und Werbestar, sondern inzwischen auch Buchautorin, Gelegenheitschauspielerin und Designerin. Die vielen Facetten ihres Unternehmensportfolios sind ein Grund für ihren Erfolg. Ein weiterer ist das gute Gespür für den richtigen Zeitpunkt: Wann passt ein Produkt in den Markt, wann eine Sendung zum neuen Image, wann verspricht ein Auftritt grösstmögliche Resonanz?

Das beste Beispiel dafür: ihre Moderation der Fussball-WM-Endauslosung 2005 in Leipzig. 320 Millionen Menschen auf der ganzen Welt sahen zu. Ihr tief ausgeschnittenes türkische Kleid, das das iranische Fernsehen sogar zensurierte, bescherte ihr noch mehr Publicity. Die Gage allein für diesen Auftritt wurde auf 50 000 bis 100 000 Euro geschätzt.

Heidi Klum weiss, was sie wert ist. Bekommt sie ein Angebot, wägt sie ab, ob es ihrem Image nützt, kalkuliert. Schon im Abitur an der Integrierten Gesamtschule Paffrath war eine Zwei plus in Mathematik ihre zweitbeste Note. Und sie hat ihren Vater, der ihr Unternehmen in ihrem Sinne führt.

Er dürfte auch einer der Gründe dafür sein, warum so wenige, die sie kennen, bereit waren, für diesen Artikel über Heidi Klum als Geschäftsfrau zu sprechen. Denn er hat schon mit Anwälten und Gerichtsverfahren gedroht, wenn ihm eine Äusserung oder ein Bericht über seine Tochter nicht passte.

Die Trennung von ihrem Ehemann Seal Samuel, die das Paar am 23. Januar 2012 bekanntgab, wird in den Berichten eher ihm zur Last gelegt. Nun wird sich Heidi Klum wohl auch privat neu erfinden. Und sicher auch diese nächste Facette zu vermarkten wissen. ○

«Sie genoss es in vollen Zügen»

Margaret Thatcher weckte Hass und Ehrfurcht. Nun widmet Hollywood der Eisernen Lady ein Denkmal – Zeit für eine Neubetrachtung. Hinter Thatchers martialischer Fassade fänden sich erstaunliche Eigenschaften, sagt ihr Biograf Charles Moore. *Von Urs Gehrig*

Charles Moore, als Margaret Thatcher 1979 die Regierung übernahm, sagte sie: «Wir versuchen, eine abwärtsfahrende Rolltreppe hochzurennen.» In welchem Zustand hat sie das Land übernommen?

Die Situation erinnert ein wenig an 2012. Die Regierung gab mehr aus, als sie es vermochte. Im Gegensatz zu heute hatten die Gewerkschaften damals jedoch unvorstellbare Macht. Ihre Vertreter sassen in jeder TV-Diskussionsrunde. Sie konnten durch Streiks die gesamte Wirtschaft lahmlegen. Der Kehricht blieb auf den Strassen liegen. Selbst an den Zäunen des Buckingham Palace häufte sich der Abfall. Zeitweise streikten sogar die Totengräber. «Britain in decline» – Grossbritannien im Zerfall: Der Begriff brachte die Stimmung auf den Punkt.

Wann drehte sich das Schicksal zu Thatchers Gunsten?

Der Schlüsselmoment kam mit dem Budget 1981. Das Jahr markierte eine der schwierigsten Phasen ihrer Amtszeit. Die Arbeitslosigkeit stieg gegen drei Millionen. 364 Wirtschaftsexperten schickten einen offenen Brief an die *Times*, in welchem sie ihre Politik brandmarkten. Das machte ihr besondere Freude. Je mehr Wirtschaftsexperten, desto grösser der Irrtum, war ihre Überzeugung. Alle sagten: «Du musst die Wirtschaft wiederbeleben, um aus der Rezession zu gelangen.» Doch Thatcher und ihr Kanzler Geoffrey Howe liessen sich nicht beirren. Während der Rezession haben sie die Steuern sogar erhöht, was sehr gewagt war.

Im Volk sprach man von «TBW» – «that bloody woman». Die Opposition reichte bis in ihr Kabinett. Viele ihrer Parteikollegen bezeichnete sie abschätzig als «the wets» (die Weichen). Deren Konsens- und Kompromisskultur war ihr zutiefst zuwider. Woher stammt dieses heftige Resentiment?

Am meisten störte sie, dass sich viele Parteigranden mit dem Niedergang Grossbritanniens abgefunden hatten. Sie sahen ihre Aufgabe einzig darin, in endlosen Debatten den Zerfall zu managen. Thatchers Temperament sträubte sich mit jeder Faser dagegen. Für sie war es moralisch besser, eine klare und eigenständige Meinung zu haben. So wurde sie von ihrem Vater erzogen. «Tue niemals etwas, bloss weil es andere

tun», lehrte er sie. Margaret ging von früh an ihren eigenen Weg. Sie war die Erste ihrer Familie, die eine Hochschule besuchte, und dies gleich in Oxford. Ihr Vater, Besitzer eines Krämerladens in der Kleinstadt Grantham in den östlichen Midlands, methodistischer Laienprediger und Stadtrat, unterstützte sie nach Kräften. Er war ihr wichtigster Förderer und der grösste Held in ihrem Leben.

«Ich verdanke der Frauenbewegung nichts», konstatierte sie später.

Sie äusserte auch nie den geringsten Zweifel, dass der Platz einer Frau im Prinzip zu Hause ist. Gleichzeitig war sie felsenfest überzeugt davon, dass die Frauen das stärkere und fähigere Geschlecht sind. Sie vertrat die Meinung, dass die Hausfrau am verlässlichsten weiss, was richtig ist. Wer einen Haushalt managen könne, verstehe am besten, was es heisse, ein Land zu führen.

Innert Kürze wurde Thatcher als Eiserne Lady weltbekannt. Kann eine Frau eisern und gleichzeitig weiblich sein?

Wegen ihres resoluten Charakters machten viele den Fehler, in ihr einen «Mann im Rock» zu sehen. Selbst Ronald Reagan, der

«Je mehr Wirtschaftsexperten, desto grösser der Irrtum, war Thatchers Überzeugung.»

ihr engster Verbündeter werden sollte, sagte zu Beginn ihrer Karriere, sie sei «der beste Mann in England». Sie war sich ihrer Rolle als Frau sehr bewusst und spielte diese exzellent, aber sie wollte sich nie durch ihr Geschlecht kategorisieren lassen. Aussenpolitik, Militär, Wirtschaft – typische Männerdomänen – interessierten sie. Es reizte sie, die Männer auf ihren eigenen Schlachtfeldern zu schlagen. Sie wusste, dass dies von einer Frau einen Extra-Effort erforderte. Wahrscheinlich war sie deshalb so eisern.

In ihren elfeinhalb Jahren als Premierministerin nahm Thatcher bloss eine einzige Frau ins Kabinett auf, und die blieb nicht lange. Gefiel ihr die Rolle als weiblicher Matador unter Männern?

Fairerweise muss man sagen, dass es damals nicht viele talentierte konservative Frauen im Parlament gab. Der wichtigere Grund allerdings ist: Sie war nicht interessiert an Kolleginnen, denn instinktiv wollte sie die

einzigste Frau sein – sie hätte das nie zugegeben, aber es ist wahr. Sie zog die Gesellschaft von Männern derjenigen von Frauen vor. Einmal an der Spitze der Macht angekommen, konnte sie die interessantesten und fähigsten Männer im Land einberufen, und sie begaben sich zu ihr an die Downing Street Nummer 10. Elfeinhalb Jahre war sie in der Lage, all diesen Männern zu sagen, was sie zu tun hatten. Sie genoss es in vollen Zügen.

Frauen begegnete Thatcher mit ausgesuchter Härte, was sich angeblich bereits an ihrem Handschlag zeigte. Stimmt das?

Meine eigene Frau hat eine einschlägige Erfahrung damit gemacht. Sie beschrieb Thatchers Handschlag als Ringer-artigen Klammergriff. Er war nicht bloss fest, sondern von einer entschlossenen Dynamik. Mit Vehemenz zog sie Frauen an sich vorbei und räumte sie so aus dem Weg, um an den nächsten Mann zu gelangen.

Welche Art Männer erregten ihre Aufmerksamkeit?

Sie war in jeder Hinsicht am Ausserordentlichen interessiert. Sie mochte Typen, die eine spezielle Form von Grösse oder Individualität ausstrahlten. Sie favorisierte einen bestimmten Typ von energischen Intellektuellen, Unternehmertypen. Und sie mochte das Militär, Generäle. Ihre Präferenz waren sogenannte authentische Männer mit guten Manieren, smart angezogen, von stattlicher Postur und einer altmodisch korrekten Fassung. Was sie verachtete, waren fette und lethargische Männer. Helmut Kohl bekam dies deutlich zu spüren.

«Thatcher verursachte mir dauernd Kopfschmerzen», schrieb er in seinen Memoiren.

Der arme alte Kohl! Er gab sich Mühe, eine gute Beziehung aufzubauen. Aber er hatte nicht den richtigen Stil. Er strahlte die deutsche Provinz aus. Sie las ihm jeweils sogar im Kreis von Staatschefs die Leviten. Bei einem Gipfel in Salzburg hielt er es nicht mehr aus und verabschiedete sich frühzeitig, angeblich wegen dringender Geschäfte. Wenig später, bei einem Rundgang durch die Stadt, traf Thatcher durch Zufall wieder auf Kohl, der gemütlich in einem Café sass und Kuchen verzehrte. **Thatchers Kohl-Allergie muss tieferliegende Gründe haben. Welche?**

Natürlich. Sie wurde bestärkt durch ihre ziemlich antideutsche Veranlagung. Helmut Schmidt mochte sie zwar recht gut

» Fortsetzung auf Seite 47



«*Sie fand es oft sehr schwer, einen Entscheid zu treffen*»: die ehemalige britische Premierministerin Thatcher, 2006.

«Nicht die Thatcher, die ich kenne»

Er war ihr Entdecker und loyalster Weggefährte. Im Film erkennt Norman Tebbit seine Chefin nicht wieder.



«Wir hätten uns klonen lassen sollen!»: Premier Thatcher, Partei-Chef Tebbit, 1987.

«Das war eine Bombe», waren Tebbits erste Worte, als ihm im Oktober 1984 um drei Uhr morgens im «Grand Hotel Brighton» die Decke auf den Kopf fiel. Vier Stunden lagen er und seine Frau unter dem Schutt begraben, bis sich die Feuerwehr zu ihnen durchgekämpft hatte. Fünf Menschen starben bei dem IRA-Anschlag im britischen Badeort, wo die Tory-Partei ihre Jahresversammlung abhielt. Ihr Hauptziel jedoch – Margaret Thatcher – hatten die irischen Terroristen um Haaresbreite verfehlt. «Geschockt, aber gefasst», schritt Thatcher zur Tagesordnung über. «Die Konferenz geht weiter, wie geplant», verkündete sie.

«Der Anschlag brachte Thatchers beste Seite ans Tageslicht», erinnert sich Norman Tebbit. Fassung und Entschlossenheit, den Terroristen die Stirn zu bieten, einerseits – Fürsorge und Zuspruch für die Opfer andererseits.

Mit Tebbit hätte Thatcher beinahe einen ihrer loyalsten Weggefährten verloren; den Mann, der in Sturm und Triumph an ihrer Seite stand, den Mann auch, der als einer der Ersten ihre Führungsqualitäten entdeckt hatte. «Wir sassen im Lesesaal der Bibliothek des Parlaments», erzählt er über den Tag ihrer ersten Begegnung. «Wir murmelten, zischten und fluchten im Takt.

Plötzlich stellten wir fest, dass wir exakt dieselbe Meinung hatten.» 1974 wurde Tebbit auserkoren, Thatcher anzufragen, ob sie dem Führungsteam für die Wahlen beitreten wolle.

Er habe lange gezögert, sagt Tebbit, der heute fernab von London im ostenglischen Bury St Edmunds wohnt, doch dann habe er sich den Film doch angesehen. Während Thatchers Biograf Charles Moore überzeugt ist, dass «The Iron Lady» ihre Popularität selbst unter ehemaligen Feinden wird steigern können, ist Tebbit, wie viele ihrer ehemaligen Weggenossen, enttäuscht. «Ich habe sie nie als halbhysterische, überemotionale, überreagierende Frau erlebt, wie sie von Meryl Streep gespielt wird. Das ist nicht die Thatcher, die ich kenne.» Und auch die Politik, die er an Thatchers Seite betrieben hatte, bleibe im Film unterbelichtet.

Ohne Fakten keine Diskussion

Zwei Dinge hätten Thatchers Denken geprägt, sagt Tebbit. Erstens ein romantischer Patriotismus, der in ihrer kleinstädtischen Herkunft wurzelte. Darauf basierend, ein eher unmodischer, religiöser Glaube an das, was richtig und falsch ist. Die andere Komponente entstammte ihrer Ausbildung zur Wissenschaftlerin. «Fakten zuerst», war ihr Prinzip. «Solange sie nicht auf dem Tisch lagen, gab es keine Diskussion.»

Schnell habe er gemerkt, dass sie eine ausgesprochen fordernde Chefin sei. «Eines Abends rief sie mich um zehn Uhr zu sich und bat mich, eine ihrer Reden umzuschreiben.» Bereitwillig habe er zugesagt, um gleich darauf festzustellen, dass sie die Ansprache bereits am nächsten Tag zu halten gedachte. «Um drei Uhr bemerkte sie, wie ich gähnte, und meinte: «Du siehst nicht sehr heiter aus heute Abend.» Sie war ziemlich verstimmt, als ich sie daran erinnerte, dass es «verflucht noch mal, heute Morgen früh» sei.

«Sie das Leitschiff, wir die Eskorte»

Beurteilt man einen Mann anhand seiner Feinde, ist Tebbit einer, den man im Kampf stets an seiner Seite wissen will. Tebbit kannte weder Rückzug noch Kapitulation. Als Arbeitsminister boxte er ihre harte Linie durch. «Sie war das Leitschiff, wir die Eskorte um sie», beschreibt er die Taktik von damals. «Unsere Aufgabe war es, so viel Feuer auf unsere Gegner zu richten, dass sie auf uns schossen, und nicht auf sie.»

Doch er gab nicht bloss Schützenhilfe. Er schritt voraus und exponierte sich. Legendär ist seine Rolle während der Aufstände in Handsworth und Brixton 1981. Als ein junger Parteikollege meinte, den Arbeitslosen bleibe ja nichts anderes übrig, als zu protestieren, stellte Tebbit ihn in den Senkel: «Mein Vater war in den dreissiger Jahren auch arbeitslos, aber er jammerte nicht, sondern schwang sich aufs Fahrrad und suchte einen Job.» Bis auf den heutigen Tag ist der Slogan «On yer bikes!» in Grossbritannien in lebhafter Erinnerung. Viele sehen in ihm ein Mahnmal thatcherschen Zynismus.

Thatcher dankte Tebbit seine Loyalität mit besonderer Wertschätzung. Nach dem Anschlag von Brighton verlegte sie sein Büro ans Spitalbett. Doch in den darauffolgenden Jahren musste sie zunehmend auf seine Hilfe verzichten. Tebbit beschloss kürzerzutreten. Es war ein Entscheid, den er bewusst, wenn auch nicht aus freiem Willen fällt.

Beim Anschlag von Brighton hatte Tebbits Frau – auch sie heisst Margaret – weniger Glück als er. Durch das massive Gewicht des Betons, der auf sie fiel, wurde ihr Rückenmark durchtrennt. Seither ist sie vom Halswirbel an gelähmt. Vor 28 Jahren gab Tebbit ihr das Versprechen, die Politik ruhen zu lassen, um ihr mehr Zeit zu widmen. Er hat es bis auf den heutigen Tag eingehalten.

War er je wieder zurück am Tatort? «Klar», meint er, «ich habe mich beim Hotelmanager über den lausigen Zimmerservice beschwert.» Solch zunderdürre Sätze, die er mit einem Augenzwinkern kurz vor der Schmerzgrenze abfängt, sind Tebbits Markenzeichen. Sie sind auch eine Waffe gegen Bitterkeit.

«Die Menschen erwarten, dass du mit den Jahren sanfter wirst, doch das ist nicht einfach, wenn du jeden Morgen aufwachst und daran erinnert wirst, dass deine Frau nicht aus dem Bett steigen kann.» Den Terroristen hat er nie vergeben. «Vergebung bedingt Reue; sie haben nie Reue gezeigt», sagt er. Dass der Bombenleger heute wieder in Freiheit ist und die Drahtzieher an den politischen Verhandlungstisch zugelassen wurden, sieht er als Kapitulation vor dem Terrorismus.

Die IRA hat nicht nur Tebbits Frau verkrüppelt, sondern auch seine eigene Karriere zerstört. Lange wurde er als Nachfolger Thatchers gehandelt. «Tebbit ist der beste Premierminister, den wir nie hatten», schrieb die *Daily Mail* letztes Jahr zur Feier seines achtzigsten Geburtstags. Tebbit winkt ab. «Was wäre, wenn»-Gedanken sind nicht sein Metier. Obwohl er sich manchmal wünscht, er wäre vierzig Jahre jünger. «Es gäbe viel zu tun», sagt er mit Blick auf die heutigen Krisenzonen EU, Euro, Immigration. «Thatcher und ich hätten uns damals klonen lassen sollen!»

Zwar wurde er zu einem Life Peer erhoben und gehört dem House of Lords an, aber es behagt ihm nicht. «Ich habe keinen Einfluss dort», sagt er. «Man plantscht bloss ein wenig in den seichten Gewässern der Politik.»

Treffen sind seltener geworden

Er zieht ein Buch aus dem Bücherregal, eine Sonderausgabe von Thatchers Memoiren, welche sie mit einer persönlichen Widmung versehen hat, einem Zitat Kiplings, ihres Lieblingsautors: «Der tausendste Mann wird dir als Freund zur Seite stehen / während die ganze runde Welt sich gegen dich erhebt.»

«Das gilt für uns beide», sagt Tebbit, «bis auf den heutigen Tag.» Noch immer trifft er seine ehemalige Chefin ab und zu zum Tee, auch wenn die Treffen wegen ihrer Demenzkrankheit seltener geworden sind. Auf ihren Zustand angesprochen, hält er sich – loyal bis ins Mark – vornehm zurück: «Es ist wie bei einer Bergwanderung. Plötzlich legt sich ein Nebel. Manchmal lichtet er sich wieder, und die Gipfel kommen zum Vorschein.»

Urs Gehrig

Lord Norman Tebbit, 80, war Pilot der britischen Luftwaffe. Im Kabinett Thatcher war er Minister für Arbeit (1981–83), Handel und Industrie (1983–85) und Parteivorsitzender der Conservative Party (1985–87). Heute ist er Vizepräsident der konservativen Way-Forward-Gruppe.

»» Fortsetzung von Seite 44

leiden, Kohl hingegen betrachtete sie als Gefahr. Unter Reagan war sie die wichtigste Alliierte der Amerikaner in Europa. Durch das Ende des Kalten Krieges und durch die Wiedervereinigung Deutschlands wurde Kohl auf dem internationalen Parkett immer wichtiger, was sie verärgerte.

Was hielt sie von den Franzosen Giscard und Mitterrand?

Giscard hätte sie wahrscheinlich von seiner Statur her gemocht, aber sie fand ihn herablassend, was er auch war. Mitterrand hingegen schätzte sie, obwohl klein von Wuchs und Sozialist und daher verdächtig. Sie pflegte zu sagen: «Er weiss, wie man eine Frau behandelt.» Legendär ist sein Zitat, Thatcher habe «die Augen von Caligula und die Lippen von Marilyn Monroe». Das schien ihr zu gefallen. Als ihr Sohn Mark in der algerischen Wüste vermisst wurde, offerierte Mitterrand spontan seine Hilfe. Das vergass sie ihm nie. Auch schätzte sie seine Unterstützung im Falklandkrieg.

27 000 Mann schickte Thatcher um die halbe Welt, um eine kleine Inselgruppe zu befreien, die mehr Schafe als Menschen zählt. Hatte sie je Zweifel, dass die Mission scheitern könnte?

Offiziell zeigte sie kein Wanken. «Wenn Sie scheitern, sähen Sie sich gezwungen zurückzutreten?», wurde sie im Fernsehen gefragt. Sie antwortete mit den Worten Königin Viktorias: «Scheitern? Die Möglichkeit existiert nicht!» Doch der Krieg ging ihr sehr nahe. Als sie von der Zerstörung der «HMS Sheffield» erfuhr, bei der zwanzig Matrosen umkamen, sank sie, in Tränen aufgelöst, auf ihrem Bett zusammen. In diesen Momenten war ihr Mann Denis, eine stille Figur, über die in der britischen Presse viele Witze gemacht wurden, eine unverzichtbare Stütze. «So ist der Krieg», sagte er. «Er ist blutig, ich weiss, ich war in einem.» Denis war der Fels in ihrem Leben, wohl der einzige.

Zwei grosse Schlachten focht die Eiserne Lady in ihrer Karriere. Eine im Südatlantik, die andere auf eigenem Boden. Wie hat die Rückeroberung der Falklandinseln den Kampf gegen die Kohlearbeiter beeinflusst?

Mit dem Krieg gewann sie im Land enorm an Prestige. 1983 wurde sie durch den grössten Erdbebensieg seit dem Zweiten Weltkrieg im Amt bestätigt. Somit war «Battling Maggie», wie sie von der Boulevardpresse genannt wurde, gerüstet für den Kampf gegen die streikenden Bergwerksarbeiter, dem sie während der ersten Amtszeit aus dem Weg gegangen war.

Thatchers hartes Durchgreifen nahm bisweilen kriegsähnliche Züge an. Die Gewerkschaftsführer nannte sie «den Feind im Innern». Selbst die Queen, die sich nie in

»» Fortsetzung auf Seite 48

Charles Moore



«Faszinierende Figur»: Biograf Moore.

Moore, 55, gehört zu den profiliertesten Publizisten Grossbritanniens. Er war Chefredaktor beim *Spectator*, dem *Sunday Telegraph* und dem *Daily Telegraph*. Margaret Thatcher traf er erstmals in den achtziger Jahren. 1998 autorisierte sie ihn, ihre Biografie zu schreiben, und gewährte ihm Einsicht in persönliche Akten.

Der erste Band der Biografie ist fertig, der Öffentlichkeit jedoch vorderhand nicht zugänglich. «Auf Thatchers Wunsch darf ich das Werk erst nach ihrem Tod veröffentlichen», sagt Moore, «und ihr ist es nicht erlaubt, es zu lesen.» Das Abkommen sei ein grosser Vorteil. «Viele Leute, die ich interviewe, sind erleichtert, dass ihr die Lektüre verwehrt bleibt; sie haben immer noch Angst vor ihr.» Warum Thatcher ihn als Autor auswählte, wisse er nicht. «Ich war als Journalist immer ziemlich pro Thatcher, aber ich gehörte nie zu ihrer «Gang», sagt er. Moore hat unzählige Gespräche mit der ehemaligen Premierministerin geführt. Trotz ihrer Krankheit – Thatcher leidet seit einigen Jahren an Demenz – trifft er sie regelmässig, in der Regel in ihrem Lieblingslokal «The Goring» Hotel in der Nähe des Buckingham Palace.

Der Hass ihrer ehemaligen Gegner sei verflogen. Der Film «The Iron Lady» trage dazu bei. «Man muss über vierzigjährig sein, um sie zu hassen», sagt Moore. «Junge Leute – ob politisch links, rechts oder unentschlossen – sehen in ihr einfach eine extrem faszinierende Figur.» (geh)

Vergipsung

«The Iron Lady» wartet mit einer Enthüllung auf: Margaret Thatcher spielt Meryl Streep. Von Wolfram Knorr



Zieht alle Register: Streep alias Thatcher.

Wer als Filmmime zu höchsten Ehren kommen will, also zu Golden Globes und Oscars, der muss Schiffbruch erleiden, wie Kate Winslet in «Titanic» (1997), krank sein, wie Dustin Hoffman in «Rain Man» (1988), oder eine historische Figur verkörpern, wie Ben Kingsley in «Gandhi» (1982). Auf der hundertprozentig sicheren Seite ist man, wenn man alle drei Muster in einer Rolle bündelt. Dann entspricht der Film dem Respekts-Gipskopf, den der Bildungsbürger früher auf seiner Konsole hatte: der mit Einsamkeit und Tragik übertünchte Bismarck oder Churchill oder Goethe oder Shakespeare. Eine filmische Vergipsung von Margaret Thatcher ist die US-Schauspielerinnen Meryl Streep in «The Iron Lady».

Sie hatte natürlich Zuarbeiter: Autorin Abi Morgan, Maskenbildnerin Marese Langan, Kostümbildnerin Consolata Boyle, Kameramann Elliot Davis, Komponist Thomas Newman und Regisseurin Phyllida Lloyd. Sie verschmelzen sozusagen zum Bildhauer, der früher dem Hochleistungspolitiker oder -dichter die heroischen Züge und den Feuerblick einmeisselte. In «The Iron Lady» wurde Folgendes eingemeisselt: die einstige Grosspolitikerin alt, dement, einsam und damit tragisch in ihrem Heim. Die Privatisierung ihrer Politik durch eine Rückblenden-Dra-

maturgie und, drittens, die Demenz als Konsequenz ihrer heroischen, selbstlosen Politik. Wer sich derart fürs Volk aufopfert und eisern durchgreifen muss, nimmt gesundheitlichen Schaden. Das fordert Verständnis und zeichnet ihre Biografie weich.

Meryl Streep, von ihren Zuarbeitern völlig befreit von Unangenehmem wie politischen Auseinandersetzungen und Gegnern, kann alle Register ihrer Schauspielkunst ziehen. Niemand behindert sie, nie muss sie einer anderen Person Platz einräumen; kein Wort über ihren Marktliberalismus, kein Wort über ihren Sohn, einen Waffenhändler; keine Erklärung, wie sie es, aus der stolzen *working class* stammend, an die oberste Spitze geschafft hatte. So dominiert einzig und allein Meryl Streep, die durch ihre Wohnung tapert wie durch ein Labyrinth ihrer Vergangenheit und zuweilen guckt, als könnte sie den Rückweg ins Zentrum ihres Bewusstseins nicht mehr finden. Und es lässt sich unterstellen, dass sie das gar nicht will. Könnte ja doch etwas Unangenehmes dort nisten und rumoren.

Das verhindern auch die Zuarbeiter, die Meissler, die ihre Heldin nach dem Philistermotto «Es ist erreicht» gestalten. Die Irrungen und Wirrungen, die sie ab und an überkommen – Falklandkrieg, IRA-Anschläge, das Runterputzen von Kabinettskollegen – geistern und flackern nur als Clips auf, unter Vermeidung jeglicher historischen Bewertung. Was also bleibt von «The Iron Lady»? Die Rückblende in die Zeit der jungen, blonden Margaret, die als Mauerblümchen ihren Freundinnen nachschmachtet, während sie malochen muss, also schon zum «Eisernen» hingeformt wird?

Nein. Es bleibt nur Meryl Streep, die komplett gegen alle Politik verschraubt wurde. Es geht nur um Margaret Thatchers Gestik, Mimik und Sprachduktus und um die schwindelerregende Perfektion, mit der die Streep sich das angeeignet hat. Und weil sie derart unverrückt im Zentrum steht, nie aus ihm weicht und alles andere bloss Füllsel ist, spielt die Streep die Thatcher so, als habe die Politikerin mal – eine erstmals enthüllte Anekdote – wie die Meryl Streep sein wollen. Und so zeigt «The Iron Lady», wie heikel es ist, wenn man eine Figur der Geschichte nicht spielen, sondern haltlos geben will!

The Iron Lady: ab 1. März im Kino

>>> Fortsetzung von Seite 47

die Politik einmischt, war über die Einheit ihres Königreichs besorgt. Weshalb zeigte sich Thatcher derart unerbittlich?

Man muss sich vergegenwärtigen, dass sich dieser Konflikt im Kalten Krieg abspielte. Wie sich herausstellte, bezog Gewerkschaftsführer Arthur Scargill Geld von Gaddafi, den Russen und anderen zwielichtigen Quellen. Scargill stand den Kommunisten sehr nahe und versuchte, das Land aus dem Innern zu destabilisieren. Von daher war der Ausdruck der «Feind im Innern», bezogen auf Gewerkschaftsführer, gerechtfertigt. Das Ganze hatte die Züge eines epischen Klassenkampfes. Für Thatcher stand die Zukunft der parlamentarischen Demokratie auf dem Spiel. Hier sah sie keinen Spielraum für Kompromisse. Ausserdem war ein Punkt besonders wichtig: Ihre Gegner waren dieselben Leute, welche die letzte Tory-Regierung von Edward Heath zu Fall gebracht hatten. Deshalb wurde der Kampf gegen Scargills Streikfront für die Tories zum High Noon.

Seit sieben Jahren studieren Sie Thatchers persönliche Akten. Welche neuen Facetten ihres Charakters haben Sie entdeckt?

Es fiel mir auf, wie gewieft und vorsichtig sie ans Werk ging. Das ist ein Aspekt ihres Charakters, den die Leute bis heute kaum verstehen. Thatcher überliess nichts dem Zufall. Sie konnte eine sehr herrische Person sein, aber sie war in keiner Weise blutrünstig. Sie achtete das Gesetz sehr genau. Und – das mag viele überraschen – sie fand es oft sehr schwer, einen Entscheid zu treffen. Sie konsultierte viele Meinungsträger und wälzte deren Standpunkte in ihrem Kopf. War der Entscheid einmal gefällt, hielt sie mit eisernem Willen an ihm fest. Beim Bergarbeiterstreik zeigte sich das exemplarisch. Um den absehbar langen Konflikt zu überwinden, insistierte Thatcher darauf, eine riesige Kohlereserve anzulegen. Jeden Tag evaluierte sie die Situation neu. Bisweilen sehnte sie sich danach, noch stärker durchzugreifen, realisierte aber, dass sie es besser unterliess. Dieser komplexe Charakter verhalf ihr schliesslich zu einem Sieg grosser Symbolkraft. Nach zwölf Monaten Kampf waren vierzig Jahre Machtmonopol der Gewerkschaften gebrochen. Das Selbstbewusstsein der Arbeiterbewegung war nachhaltig beschädigt. Gleichzeitig wurde Thatchers wirtschaftlicher Kurs dauerhaft bestätigt. Das Eiserne war eine Seite ihres Charakters. Für ihren Erfolg waren Schläue und Kampfgeist ebenso wichtig.

Eines ihrer berühmtesten Zitate, gerichtet an ihre Gegner, unterstreicht diesen Kampfgeist exemplarisch: «You turn if you want to. The lady's not for turning» (Ihr könnt einlenken, wenn ihr wollt. Die Lady wird nicht umkehren).



«Der beste Mann in England»: der amerikanische Präsident Reagan, Thatcher, in Camp David, 1984.



«In Tränen aufgelöst»: Falklandkrieg, 1982.

Das sagte sie bereits 1980 in Bezug auf die Wirtschaftspolitik. Es steht im Kontext zu ihrem Vorgänger als Tory-Premier, Edward Heath, der viele Kehrtwendungen gemacht und der Partei verheerende Wahlniederlagen beschert hatte. Thatcher stand unter enormem Druck. Die Arbeitslosigkeit stieg gegen drei Millionen an. Die Leute sagten, ich inklusive: «Sie muss einen Kurswechsel vollziehen, sie kann die harte Linie nicht durchziehen.» Sie sah ihren Willen auf dem Prüfstand und belehrte uns eines Besseren. Zudem verstand sie es, ihre Unbeugsamkeit in prägnante Schlachtrufe zu gießen, welche die Gegner einschüchterten und ihre Anhänger befeuerten.

Stimmt es, dass sie anfänglich eine schrille Stimme hatte?

Ja, dank der Hilfe von Schauspieler-Legende Laurence Olivier konnte sie diese korrigieren. Olivier vermittelte ihr Sprechunterricht im National Theatre, und bald machte die keifende Hausfrauenstimme tiefen und geschliffenen Tönen Platz. Bei der Niederschrift ihrer Biografie kam mir plötzlich die Idee, dass das Leben von Margaret Thatcher Stoff für eine wunderbare Oper wäre. Die Zitate, die Sie erwähnt haben, eigneten sich hervorragend für Arien. Allerdings müsste man sie ins Italienische übersetzen, dann klingen sie noch besser.

Aus «The lady's not for turning» würde dann ...

... «La donna è immobile».

Und wie müsste die Oper heissen – «All'alba vincerò»?

Nein: «La dama di ferro».

Selbstverständlich! Woher stammt eigentlich der Ausdruck Eiserne Lady?

1976, drei Jahre bevor sie Premierministerin wurde, hielt sie eine flammende Rede, in der sie die Schwäche der Nato anprangerte. Die Zeitung der Roten Armee berichtete darüber und bezeichnete sie als Eiserne Lady. Der Begriff wäre möglicherweise im Westen unbemerkt geblieben, wenn nicht Thatcher selbst ihn sofort aufgegriffen hätte. An einer Gala ihres Wahlkreises zitierte sie, gekleidet in eine rote Abendrobe, aus dem Artikel: «Eine kalte Kriegerin, eine kulturlose Amazone – bin ich das? Wenn sie die Verteidigung der Werte und Freiheiten, die unserem Lebensstil zugrunde liegen, so interpretieren wollen – ja, dann bin ich die Eiserne Lady.» Der Funke sprang, und der Begriff ging um die ganze Welt.

War sie immer eisern?

Nein, auch sie machte Kehrtwendungen. 1986 unterzeichnete sie die Einheitliche Europäische Akte, durch welche sie – wegen der Aussicht auf einen gemeinsamen Markt in der EU – einen Grossteil der britischen Unabhängigkeit preisgab, die sie so hoch schätzte. Auch dem bewaffneten irischen Nationalismus gab sie mehr nach, als sie zugab. Das Anglo-Irische Abkommen, das sie 1985 unterzeichnete, gab der Republik Irland zum ersten Mal ein Mitspracherecht in Nordirland. Ansonsten war sie gegenüber dem Terrorismus felsenfest. So liess sie sich nicht erweichen, als IRA-Gefangene aus Protest gegen ihre Haftbedingungen in den Hungerstreik traten – zehn von ihnen starben. Darauf setzte die IRA Thatcher an die Spitze ihrer «Todesliste». Bis auf den heutigen Tag muss sie von der Polizei bewacht werden.

Ihren Belagerungszustand kommentierte sie bisweilen mit Ironie: «Dies ist der einzige sichere Platz in Downing Street», sagte sie ein-

mal und meinte damit nicht ihre gutbewachten Gemächer, sondern ihre Handtasche.

Die Handtasche! Sie ist zum Symbol der Eisernen Lady geworden. Ein Exemplar wurde sogar für 150 000 Dollar versteigert.

Heerscharen von Handtaschen-Experten haben sich des Phänomens angenommen. Welche Bedeutung misst der Biograf dem Accessoire bei?

Zuerst erinnert die Handtasche an ihr Geschlecht. Sie steht symbolisch für die einzige Frau in der Regierung. Zweitens ist sie ein Symbol der Macht. Nicht von ungefähr assoziiert man mit der Handtasche eine Waffe, etwa wenn sich ältere Frauen taschenschwingend einen Weg durch die Menge bahnen oder Angreifer abwehren. Die Handtasche ist ein Symbol einer *bossy woman*, einer herrschsüchtigen Frau, die Männern sagt, was sie zu tun haben. Thatcher war sich der Kraft der Handtasche als Symbol sehr bewusst und machte entsprechend von ihr Gebrauch.

Immer wieder wurde gemutmasst, was sie alles in der Handtasche versteckt halte. Sind Sie dem Geheimnis auf die Spur gekommen?

Sie setzte ihre Taschen taktisch ein, als Trickkiste. Sie hatte Dinge in der Tasche, die sie – wie ein Zauberer das Kaninchen aus dem Zylinder – zur Überraschung des Gegenübers plötzlich hervorzog. Eine vergilbte Kopie des Dokuments, das den britischen Wohlfahrtsstaat begründete, zum Beispiel oder eine Rede von Abraham Lincoln. Das Accessoire wurde derart legendär, dass ihr Reagans Aussenminister George Shultz sogar den «Grossorden der Handtasche» mit Bonmots der Eisernen Lady verlieh. Und auch Gorbatschow machte seine Erfahrung



«Gewieft und vorsichtig»: Thatcher in 10 Downing Street, 1983.

mit der Handtasche. In einem Interview erinnerte er sich, wie Thatcher bei ihrem ersten Treffen 1987 in Moskau ein Blatt mit Forderungen zückte, es aber pathetisch wieder in den Tiefen der Handtasche verschwinden liess, um eine ungezwungene Diskussion zu eröffnen – eine Geste, die auf Gorbatschow entwaffnend wirkte.

Thatcher hatte Gorbatschow kennengelernt, noch bevor dieser 1985 an die Sowjet Spitze aufstieg, und bezeichnete ihn als einen «Mann, mit dem man Geschäfte machen kann». Warum öffnete er sich gegenüber Thatcher?

Erstens, weil er wollte. Er suchte nach einem Gesprächspartner. Ihm war bewusst, dass die Sowjetunion sklerotisch war. Zweitens wusste er, dass Thatcher der beste Weg war zu Reagan. Denn Reagan hatte enormes Vertrauen in Thatcher, mehr als in jeden anderen europäischen Staatschef. Der erste Kontakt zwischen Thatcher und Gorbatschow entwickelte dann eine überraschende Dynamik. Thatcher entpuppte sich als das Gegenteil von dem, was ein Sowjetführer von ihr erwartete. Trotz ihrer Feindschaft gegen den Kommunismus erwies sie sich als gute Zuhörer. Sie war dasjenige Staatsoberhaupt in Europa, mit dem Gorbatschow am besten ins Gespräch gekommen ist.

Thatchers engster Bundesgenosse war Ronald Reagan. Wer hatte grösseren Einfluss auf den anderen – Reagan auf Thatcher oder umgekehrt?

Es ist seltsam. Natürlich ist der US-Präsident viel wichtiger als der Premierminister von Grossbritannien. Aber was den politischen und intellektuellen Einfluss be-

trifft, war sie ihm überlegen. Sie wusste mehr als er. Und sie legte bessere Argumente und Fakten vor. Sie war der aktivere Part. Doch es wäre falsch, sie als den dominanten Part darzustellen. Thatcher war Loyalität ausserordentlich wichtig, ein Wert, der unter Politikern eher selten ist. Die Tatsache, dass in den siebziger Jahren beide rechte Konservative in der Opposition waren, half, ihr Bündnis zu zementieren. Zusammen waren sie stark, gemeinsam trugen sie zum Fall des Sowjetimperiums bei und beschleunigten das Ende des Kalten Kriegs.

Dagegen schien die Kluft zwischen Thatcher und Europa unüberwindbar. «Es ist ein schwacher Haufen in Europa, schwach und kraftlos», sagte sie. Was waren die Gründe für ihre Verachtung für den alten Kontinent?

Dieses Zitat stammt aus dem Jahr 1986. Reagan hatte seine Partner um Überflugrechte für einen Angriff auf Tripolis angefragt, als Vergeltung eines libyschen Anschlags auf die Diskothek «La Belle» in Westberlin, bei dem US-Soldaten starben. Für Thatcher war die ablehnende Reaktion der Europäer, die nicht zu ihrem Nato-Partner standen, ein Beleg für ihre Unzuverlässigkeit. Ihre Abneigung auf alles Europäische hat jedoch viel mit der EU zu tun. Sie war gegen einen Beitritt zum Wechselkursmechanismus. Dieser galt als der Auftakt zur Ersetzung der nationalen Währungen durch den Euro. Thatcher misstraute dieser Strategie, doch ihr Finanzminister Nigel Lawson, unterstützt von Aussenminister Geoffrey Howe, drängte in diese Richtung. Zur selben Zeit wuchs in Thatcher die Überzeugung, «Europa» sei eine Hintertür zum

Sozialismus. Das Bestreben, Wirtschaft, Fiskal- und Sozialpolitik unter EU-Kontrolle zu bringen, war ihr zutiefst zuwider.

Da erstaunt es nicht, dass Thatchers pointiertestes Zitat auf Europa gemünzt ist: «No! No! No!»

Es ist ein dreifaches Nein zu Delors' politischer Architektur der EU, wodurch das Europäische Parlament zur grossen Kammer, der Ministerrat zum Senat und die Kommission zur Exekutive umgebaut wurde. Die Aufgabe britischer Souveränität war ihr zutiefst zuwider. «Wir haben nicht erfolgreich die Grenzen Grossbritanniens verteidigt, nur um sie auf Kosten eines von Brüssel dominierten europäischen Superstaates zu verlieren», lautet ihre Überzeugung. Ausserdem machte sie sich Sorgen, dass man sich in Europa gegen Grossbritannien verbünden würde, was gegen Ende ihrer Amtszeit auch geschah. Dieses Gefühl ist heute so aktuell wie zu Thatchers Zeiten.

Ihre Karriere endete in einem dramatischen Finale, das shakespearesche Züge aufwies. «Es war Verrat», sagte sie voller Bitterkeit. «Verrat, mit einem Lächeln im Gesicht.» Wurde sie Opfer einer Konspiration, oder waren es letztlich nicht eigene Fehler und die eigene Hybris, die sie zu Fall brachten?

Ihr Ende erfolgte nicht durch eine Revolte der Basis, sondern durch einen Coup von oben. Sie hatte sich zunehmend isoliert. Drei Mal in Folge wurde sie an die Staatsspitze gewählt, was niemand vor ihr geschafft hatte. Möglicherweise hätte sie sogar ein viertes Mal gewonnen. Doch die meisten Leute an der Parteispitze hatten die Nase gestrichen voll von ihr. Viele detektierten bei ihr diktatorische Züge. Sie trampelte über alle hinweg. Auch in Europa sank ihr Stern. Hatte sie besonders in Osteuropa durch ihre antisowjetische Haltung Sympathien gewonnen, verspielte sie diese teilweise wieder, indem sie sich gegen die deutsche Wiedervereinigung stemmte. Auf einmal war sie auf der falschen Seite der Geschichte.

Was ist ihr Vermächtnis? Was bedeutet Thatcherismus heute?

Thatcher hat gezeigt, was eine Person, besonders: was eine Frau zu leisten imstande ist, wenn sie feste Überzeugungen und einen starken Charakter hat, wenn sie ihr Land liebt und das Beste für ihre Nation anstrebt, unermüdlich und unbeugsam. Ihr Vermächtnis ist eine Mischung aus Emotionen, Gedanken und Charakter. Thatcherismus bedeutet Wille zur Freiheit, Unabhängigkeit, Standfestigkeit. Es ist ein sehr kräftiger Cocktail. Ich glaube, in 300 Jahren wird der Begriff noch Gültigkeit haben. Die Leute werden sagen: «Oh, sie ist wie Mrs Thatcher.» Sie ist die grösste lebende Britin. Und wie Cäsar, Napoleon oder Churchill ist sie zu Lebzeiten zu einem Mythos geworden. ○



Ein Gedicht für jeden Tag

Das ganze Jahr 2012 hindurch publiziert der Tages-Anzeiger auf den Seiten «Kultur & Gesellschaft» jeden Tag ein Gedicht. Es sind alte dabei und ganz moderne, bekannte und unbekannte, schlichte und schwierige, lange und kurze.

Gross ist die Zahl der Menschen, denen Gedichte seit je etwas bedeuten: weil sie sie in ihrer Jugend lernen mussten. Weil ihnen eines in einer schlimmen Zeit geholfen hat. Weil sie sich immer wieder an der einzigartigen Fusion von Klang und Bedeutung erfreuen. In Gedichten zählt jedes Wort, hier wird Sprache so verdichtet, dass sie über die blossen Aussage hinweg leuchtet und strahlt. Gedichte sind der Schatz jeder Literatur, jeder Sprache.

Jeden Tag ein Gedicht.
Das ganze Jahr über im Tages-Anzeiger.

Dranbleiben.

Tages  **Anzeiger**



Nichts ist erotischer als die Fantasie: die russische Malerin und Filmemacherin Bella Matveeva auf dem Selbstbildnis «Venus mit dem schönen Po».



Russische Bella

Von Daniele Muscionico

Diese Venus hat einen schönen Po. Man ahnt ihn, und sie kennt ihn, kennt ihn persönlich, Bella Matveeva, die Künstlerin. «Venus mit dem schönen Po» behauptet sie im Titel ihres Gemäldes, und das will heissen: Das halb Verhüllte ist noch verlockender als das hier Dargereichte. Es ist das alte Gesetz der Erotik: Nichts ist erotischer als die Fantasie.

Wenn die russische Malerin und Filmemacherin Bella Matveeva 1992 einen Frauenakt malt, hat das seine ganz besondere Bewandnis. Einerseits verlässt die in Leningrad ausgebildete Künstlerin die Schule des sozialistischen Realismus und malt neoakademisch figurativ, mit Rückgriff auf Rembrandt. Andererseits mischt sie als Frau motivisch auf einem männlich besetzten Terrain mit, dem Akt.

Der weibliche Akt ist ein Generalthema der männlichen abendländischen Kunst. Er verwandelt weibliche Sexualität in Kultur. Seit Aristoteles wird Weiblichkeit mit Körper, Natur und Sexualität verbunden, Männlichkeit hingegen mit Geist und Kunst. Das Geschlechtliche ist weiblich, das Allgemeine männlich, der Mensch ist Mann per se. Bella Matveeva stellt diese Verabredung auf den Kopf; als Frau, die der Schönheit einer anderen Frau huldigt, nimmt sie die Haltung eines Mannes ein.

Und das in Russland 1992. Kunst ist ein Spiegel der Gesellschaft, die nach dem Umbruch der Perestroika nach Neuorientierung und einem eigenen Wertekanon sucht. Davon erzählt Arina Kowners Sammlung russischer Gegenwartskunst, die noch wenige Tage im Kunstmuseum Bern zu sehen ist. «Passion Bild – Russische Kunst seit 1970», eine dringliche Entdeckungsreise hin zur Seele eines Volkes – aus der Sicht seiner Künstler. Es sind hierzulande Bekannte und wenig Bekannte wie Bella Matveeva zum Beispiel und Sowjetkünstler vor 1989, die Nonkonformisten.

Für russische Gegenwartskunst sind zwei Referenzen unabdingbar: der Suprematist Kasimir Malewitsch und die Ikonenmalerei. Arina Kowner, Tochter eines weissrussischen Immigranten und Pionierin der Schweizer Kulturszene unter anderem als langjährige Verantwortliche des Migros-Kulturprozents, hat Werke versammelt und so ausgestellt, dass ein Verständnis dafür wachsen kann, was Kunst im bestmöglichen Fall ist: Orientierungshilfe für eine Gesellschaft auf der Suche nach ihrer Identität. Und nicht nur im Osten gilt: Wer die Vergangenheit nicht kennt, hat kein Bewusstsein für die Gegenwart.

Kunstmuseum Bern: Passion Bild – Russische Kunst seit 1970. Noch bis 12. 2.

Belletristik

1 (8) **Jussi Adler-Olsen**: Das Alphabetahaus (DTV)

2 (1) **Paulo Coelho**: Aleph (Diogenes)

3 (3) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (Carl's Books)

4 (4) **Sandra Brown**: Sündige Gier (Blanvalet)

5 (2) **Catalin D. Florescu**: Jacob beschliesst zu lieben (C. H. Beck)

6 (9) **Stephen King**: Der Anschlag (Heyne)

7 (6) **Patrick Rothfuss**: Die Furcht des Weisen (Klett-Cotta)

8 (-) **Ally Condie**: Die Flucht (Fischer)

9 (5) **Michael Theurillat**: Rütlichswur (Ullstein)

10 (7) **Umberto Eco**: Der Friedhof in Prag (Hanser)

Sachbücher

1 (1) **Pierre Dukan**: Die Dukan-Diät (Gräfe und Unzer)

2 (3) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)

3 (5) **Walter Isaacson**: Steve Jobs (Bertelsmann)

4 (4) **Barney Stinson, Matt Kuhn**: Das Playbook (Riva)

5 (-) **Gerald Hüther**: Was wir sind und was wir sein könnten (Fischer)

6 (6) **Barney Stinson, Matt Kuhn**: Der Bro Code (Riva)

7 (2) **Esther Girsberger**: Eveline Widmer-Schlumpf (Orell Füssli)

8 (8) **Remo H. Largo, Monika Czernin**: Jugendjahre (Piper)

9 (-) **Duden**: 25. Auflage (Bibliographisches Institut)

10 (-) **Kochen mit Weight Watchers** (Weight Watchers)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Kulturminister

An den Solothurner Filmtagen hatte Bundesrat Alain Berset (SP) seinen ersten offiziellen Auftritt als Kulturminister. Und wie macht man sich bei einem Haufen Filmemacher beliebt? Man betont seine Liebe zum Kino: «Ich liebe Filme und gehe – zumindest für einen Politiker – häufig ins Kino; auch im neuen Jahr habe ich schon mehrere Filme gesehen», sagte er in seiner Rede. Und dann versuchte er sich mit Allerweltsanalysen: In unserem stabilen Land herrsche eine gewisse Unruhe, ein gewisses Unbehagen sogar, was «eine spannende Ausgangslage für gute Geschichten, für gute Drehbücher» sei. Oder: «Wir betrachten unser Land und stellen fest: In dieser Schweiz steckt sehr viel Welt.» Was er damit sagen wollte? Wir wissen es nicht. Die guten Drehbücher jedenfalls lassen weiterhin auf sich warten. (rb)

Fernsehen

Der höhere Blödsinn im Tiefflug

Harald Schmidt sei am Ende, heisst es. Der legendäre Late-Night-Moderator hat schlechte Quoten. Was ist los mit «Dirty Harry»? Von Kurt Felix

«Quotenflop» – «Dramatischer Zuschauerschwund» – «Lustloser Moderator» – «Schwach wie nie» – «Noch schlechter als Pocher» – «Weit unter Senderdurchschnitt» – «Historisches Tief» – «Unterirdischer Marktanteil» – «Wie lange noch?». Diese desaströsen Schlagzeilen liefen tatsächlich im Vorspann der letzten «Harald-Schmidt-Show» auf Sat 1. Schmidt sendet sich derzeit mit nur noch 3,6 Prozent Marktanteil in Grund und Boden. Und die Blogger legen nach. Zum Beispiel Florian Jung: ««Dirty Harry» ist leider am Ende. Er ist selbst dran schuld, denn er wechselte von der ARD zu einem so armseligen Sender wie Sat 1.» Tina Charlie: «Die meisten Gäste kenne ich nicht bzw. interessieren mich nicht.»

Ist Harald nur noch ein Abschalt-Star? Ist ihm das Gespür für die Gag-Haltigkeit einer Situation abhandengekommen? Ich meine: Nein! Harald Schmidt ist nach wie vor der Gottvater des höheren Blödsinns, der sich jedoch im Tiefflug befindet. Seine heruntergezweigten Einschaltquoten sind gut erklärbar. Komiker Otto sagte mir einmal: «Das Feld der Fernsehunterhaltung ist sehr weit. Es gibt genug Platz für all die Doofen, Blöden, Bekloppten und Idioten.» Für diese Klientel werden laufend Sendungen geschaffen, in denen die unterste Schublade der Brüllkultur gezogen wird.

Das ist aber nicht das Publikum von Harald Schmidt. Er will das auch nicht. Im Massanzug, mit dem Habitus des schwäbischen Bildungsbürgers bewegt er sich bewusst unter einer intellektuellen Käseglocke, die er sich selber überstülpt. Und löst damit eine Zuschauer-Erosion aus.

Sein altes Problem

Kann denn ein Late-Night-Show-Titan wie Harald Schmidt so unvermittelt grotten-schlecht werden, wie ihm das viele Blogger unterstellen? Sicher nicht. Zu solide ist seine Ausbildung an grossen Theatern, zu gross seine Erfahrung vor der Kamera, zu intellektuell sein Geist. Er hat vom Adolf-Grimme-Preis über den Bambi bis zur Goldenen Kamera alle nur möglichen Auszeichnungen eingeheimst. Er kann's. Genial in seiner Art. Er muss sich nicht mehr beweisen.

Aber da ist halt doch etwas, was ihn für das Fernsehen nicht massentauglich macht. Festgestellt wurde dieses «Defizit», das ausgerechnet in Zusammenhang mit mir steht, erstmals

Anfang der neunziger Jahre. Bei Wikipedia steht über Harald Schmidt wörtlich: «Von Oktober 1992 bis Mai 1995 moderierte er in der ARD die von Paola und Kurt Felix übernommene Show «Verstehen Sie Spass?», mit der er nur mässigen Erfolg hatte.

Schmidt stellte sich immer mehr in den Mittelpunkt der Sendung, in der es eigentlich um Streiche mit der versteckten Kamera ging. Seine Comedy-Einlagen vertrugen sich nicht mit der für ein breites Publikum konfektionierten, damals üblichen Unterhaltung.» Und das ist halt noch heute sein Problem.

Schauen wir mal in eine «Harald-Schmidt-Show» rein: Sie gleicht amerikanischen Vorbildern wie den Late-Night-Shows von Jay Leno oder David Letterman. Doch schon das tönende Opening wie auch die Jingles, diri-

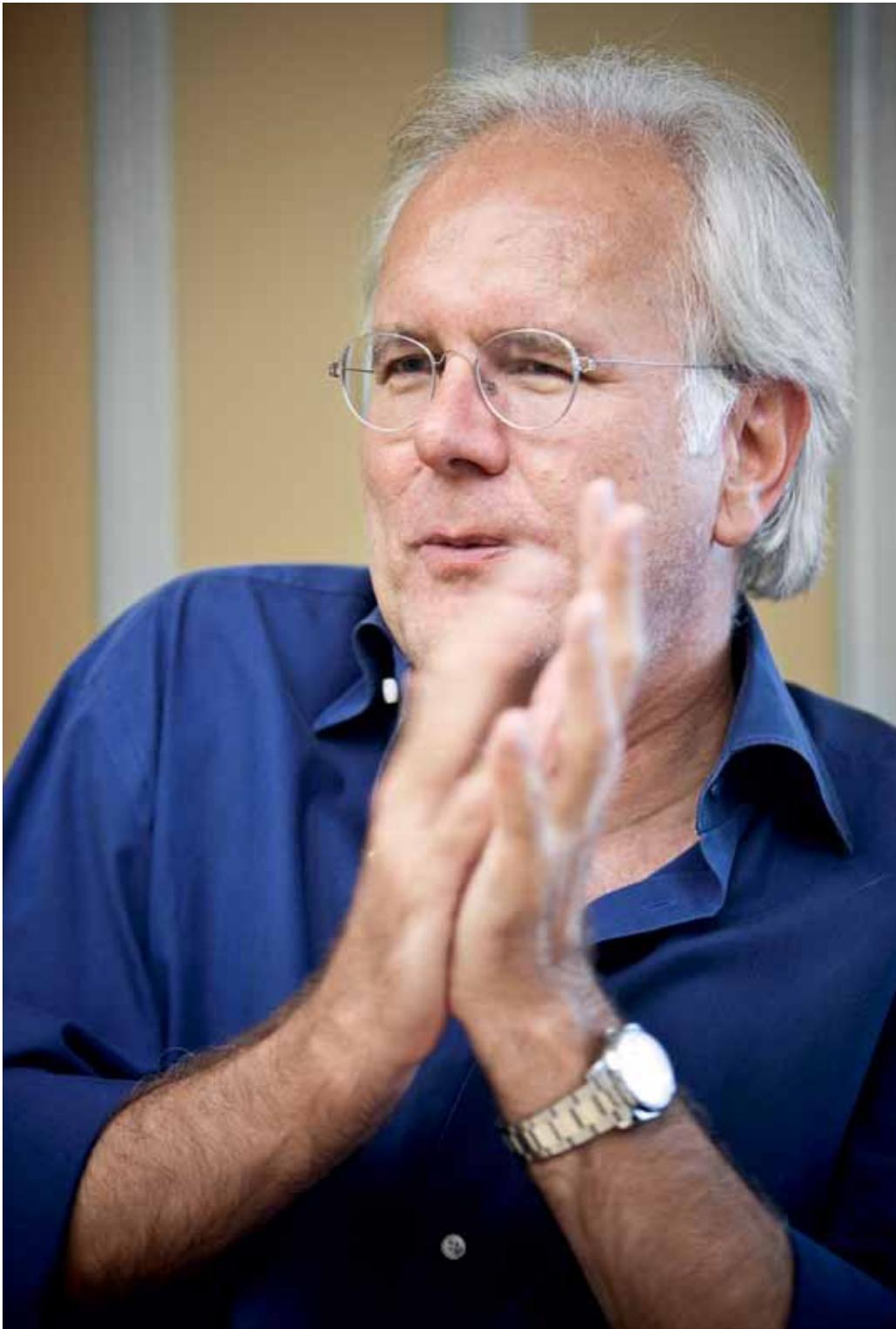
Zu solide ist seine Ausbildung, zu gross seine Erfahrung, zu intellektuell sein Geist.

giert und gespielt von Helmut Zerlett (eigentlich ein herausragender Musiker) mit seiner Studioband, sind nervende Publikumsrauschweisser. Akustische Kakophonien, dazu noch tontechnisch schlecht übertragen. Und dann folgt Schmidts Paradedisziplin, der Stand-up-Teil. Keiner legt philosophisch pointierte Pirouetten besser hin. Aber das setzt oft voraus, dass das Publikum gut informiert ist. Die älteren, elektronisch nicht vernetzten Zuschauer müssen zum Beispiel wissen, wer ein Herr Kim Schmitz ist. Nur unter dieser Voraussetzung werden Haralds Spott und Hohn, den er über diesen Internet-Piraten ausschüttet, von ihnen verstanden.

Bei den jüngeren Fernsehkonsumenten setzt Schmidt voraus, dass sie wissen, wer Friedrich der Grosse war. Nur wer über ein breites Geschichtswissen verfügt, kann sich über Schmidts Friedrich-Pointen amüsieren. Fragt man jedoch die jungen Zuschauer, wer denn der «Grosse Friedrich» sei, tippen wohl viele auf ein Alk-Getränk. Wenn sich nun Harald Schmidt über die Hälfte (!) seiner Sendezeit mit dem Alten Fritz beschäftigt, verabschiedet sich ein Grossteil der Zuschauer. Da wird in Schönheit gestorben.

Studio mit Blick auf den Friedhof

Das Sendekonzept sieht vor, vor allem Gäste aus Literatur, Klassik, Film und von der Bühne



Da wird in Schönheit gestorben: Kultmoderator Harald Schmidt.

ins Studio einzuladen. In der letzten «Harald-Schmidt-Show» trat deshalb der Heldentenor Klaus Florian Vogt als einziger Interviewpartner auf. Gleichzeitig waren auf den Konkurrenzsendern A-Promis von Senta Berger über Franz Beckenbauer bis Oskar Lafontaine mit aktuellen, spannenden Geschichten zu sehen. Bei Schmidt singt der Tenor «Dein ist mein ganzes Herz» aus Lehárs Operette «Land des Lächelns», während Stefan Raab zur selben Uhrzeit in «TV total» den nächsten Teilnehmer für den Eurovision Song Contest ermittelt. Klar: Schmidt bietet die Alternative. Und diese wird leider mit Kargquoten abgestraft –

auf Sat 1, dem einst unter Schawinski erfolgreichen Kanal, der heute unter dem Image eines Minussenders leidet. Und wie lange dieser mit Harald Geduld hat, wissen nur die Vertragspartner.

Schmidt sieht von seinem Studio aus auf einen Friedhof. Dort wird jemand zu Grabe getragen. Bestürzt sagt Harald zu seinem Bandleader Zerlett: «Hoffentlich ist unser Zuschauer nicht gestorben!»

Harald-Schmidt-Show: Jeden Dienstag bis Donnerstag, um 23.15 Uhr auf Sat 1.

Jazz

Diskreter Charme der spontanen Erfindung

Von Peter Rüedi

Über Traditionalisten macht sich die ernsthafte Kulturkritik ja in der Regel lustig. Im Jazz gilt das vom Dixieland-Revival der fünfziger Jahre bis zur Hardbop-Renaissance, für die Wynton Marsalis steht und zur Reizfigur geworden ist. Aber gibt es nicht auch die Spezies der Ewig-Morgigen, der Arrière-Gardisten, denen nicht in den Kopf will, dass gegen nicht mehr existierende Wände anrennen (oder gegen ein längst geflüchtetes Publikum) wenig Sinn macht? Die gibt es. Aber eben auch die wachen Geister, die sich bewusst sind, dass es ohne Vergangenheit keine Gegenwart gibt und ohne Gegenwart keine Zukunft, und mir scheint, die haben zurzeit ziemlich Aufwind unter den Flügeln.

Nicht unbedingt in kommerzieller Hinsicht. Aber künstlerisch bewegt sich derzeit zwischen den Orthodoxien (jener der Traditionalisten und der der Avantgardisten) in der improvisierten Musik so viel, dass wir über eine dritte Sorte von Gestirgen nur noch staunen können: die, welche noch immer ihre Grabgesänge auf den toten Jazz daherleiern wie eine Liturgie. Ein Muster der neuen, gegenwärtigen, zukunftssträchtigen, die Vergangenheit mit entspanntem Respekt einbeziehenden Musik (nicht dem Buchstaben, sondern dem Geist nach) ist die neue CD des Quartetts von Co Streiff und Russ Johnson. Die beiden Co-Leader, getragen von einer soliden und beweglichen Rhythmusgruppe (Christian Weber am Bass, Julian Sartorius am Schlagzeug), knüpfen bei Ornette Coleman an oder bei Eric Dolphy oder, wie die *liner notes* nahelegen, bei der Partnerschaft von Bill Barron und Ted Curson; sie sind vor allem auf eine bewegliche, offene, organische Weise melodios. Die Schweizer Saxophonistin und der Trompeter aus Brooklyn (ihn den neuen Shootingstar der NY-Impro-Szene zu nennen, verbietet sich nur, weil er bei aller Brillanz auch ein Meister der Diskretion, ein jedem artistischen Bluff abholder Essenzialist ist) – Streiff und Johnson sind in ihrer uneitlen Art zwei kongeniale Wahlverwandte. Ihre Musik ist schön, aber nie anbiedernd; vertraut, aber immer überraschend. Immer wieder neu zu entdecken.



Co Streiff / Russ Johnson Quartet: In Circles. Intakt CD 195

Top 10

Knorr's Liste

1	The Descendants	★★★★☆
	Regie: Alexander Payne	
2	J. Edgar	★★★★☆
	Regie: Clint Eastwood	
3	The Girl with the Dragon Tattoo	★★★★☆
	Regie: David Fincher	
4	Intouchables	★★★★☆
	Regie: O. Nakache/E. Toledano	
5	Der Albaner	★★★★☆
	Regie: Johannes Neber	
6	Carnage	★★★★☆
	Regie: Roman Polanski	
7	The Ides of March	★★★★☆
	Regie: George Clooney	
8	Drive	★★★★☆
	Regie: Nicolas Winding Refn	
9	Hysteria	★★★★☆
	Regie: Tanya Wexler	
10	The Artist	★★★★☆
	Regie: Michel Hazanavicius	

Kinozuschauer

1 (1)	Intouchables	66 881
	Regie: O. Nakache/E. Toledano	
2 (-)	Jack and Jill	19 691
	Regie: Dennis Dugan	
3 (2)	The Girl with the Dragon Tattoo	17 716
	Regie: David Fincher	
4 (-)	The Descendants	16 322
	Regie: Alexander Payne	
5 (-)	Man on a Ledge	13 203
	Regie: Asger Leth	
6 (-)	The Artist	7 594
	Regie: Michel Hazanavicius	
7 (3)	Drive	6 094
	Regie: Nicolas Winding Refn	
8 (6)	Alvin and the Chipmunks	5 544
	Regie: Mike Mitchell	
9 (4)	Sherlock Holmes	4 583
	Regie: Guy Ritchie	
10 (-)	Fünf Freunde	4 332
	Regie: Mike Marzuk	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Cowboys & Aliens (Rainbow)
2 (2)	Kill the Boss (Warner)
3 (-)	Conan (Warner)
4 (3)	Set Up (Ascot Elite)
5 (4)	Kokowääh (Warner)
6 (5)	Hangover 2 (Warner)
7 (7)	Super 8 (Rainbow)
8 (6)	Final Destination 5 (Warner)
9 (-)	Wrong Turn 4 (Rainbow)
10 (8)	Die Schlümpfe (Sony)

Quelle: Media Control



Muffig-morbide Behördenwelt: alt Agent Smiley (Gary Oldman).

Kino

Radikaler Anti-Bond

John le Carrés «Tinker, Tailor, Soldier, Spy» erstmals fürs Kino verfilmt: ein Ereignis.

Von Wolfram Knorr

Was glauben Sie denn, was Spione sind – Priester, Heilige und Märtyrer?», heisst es in John le Carrés «Der Spion, der aus der Kälte kam». «Sie sind eine schmutzige Gilde eitler Narren und – Verräter, ja, auch dies; Schwule, Sadisten und Saufbolde, Leute, die Räuber und Gendarm spielen, um Licht in ihr verkommenes Leben zu bringen.» In der Hochburg des Nachrichtendienstes, des MI6, versuchen sie in erster Linie ihre Karrieren voranzutreiben, heucheln und lästern als eitle Bürohengste über die Kollegen und liebedienern um ihren obersten Pontifex, «Control» (John Hurt), herum, der seinen Haufen mit ironischer Bitternis «Circus» nennt.

Er ist felsenfest davon überzeugt, dass sich in seiner Truppe ein Verräter befindet. Um hinter dessen Namen zu kommen, schickt er einen erfahrenen Mann nach Budapest, der einen Überläufer kontaktieren soll. Doch die Aktion scheitert katastrophal – Control muss seinen Hut nehmen; und mit ihm sein engster Vertrauter, George Smiley (Gary Oldman). Einige Monate später wird Smiley von Staatssekretär Oliver Lacom (Simon McBurney) diskret reaktiviert: Die Gerüchte um einen Maulwurf haben sich verdichtet, und George soll den Fall diskret klären.

Anfang der siebziger Jahre erschien le Carrés bekanntester Roman, «Tinker, Tailor, Soldier, Spy» («Dame, König, As, Spion»), dessen Be-

kanntheitsgrad durch die fünfteilige BBC-Serie (mit Alec Guinness als Smiley) noch gesteigert wurde. Nun wurde die raffiniert gestrickte Story, in der le Carré Schicht für Schicht der Legenden, Intrigen und Verlogenheiten freilegt «wie ein Restaurator die Übermalung auf einem alten Gemälde» (Jochen Schmidt), zum ersten Mal für die grosse Leinwand umgesetzt. Bei einem Zwei-Stunden-Film muss naturgemäss gerafft, eingedickt und eingedampft werden, was oft der Umsetzung nicht bekommt. Doch hier ist das Gegenteil der Fall. Dem schwedischen Regisseur Tomas Alfredson, der sich mit dem subtilen Vampirfilm «So finster die Nacht» (2008) in der Branche einen Namen gemacht hat, gelang in seinem ersten englischen Film ein grosser Wurf, weit eindringlicher als die TV-Serie.

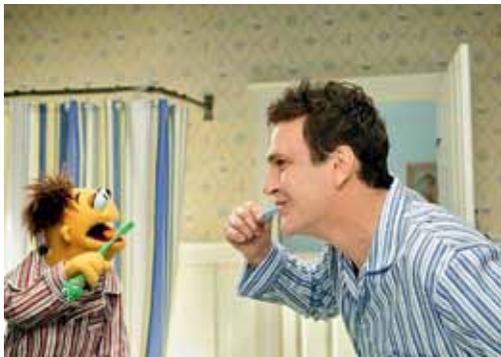
Vielleicht half auch ein wenig John le Carré mit, der die Rechte nur unter der Bedingung vergab, dass man sich bitte nicht sklavisch an die Vorlage halte, sondern freier damit verfare. Es entstand ein faszinierendes Porträt einer grauen, muffig-morbiden und magisch ins Bild gesetzten Behördenwelt, deren rigorose Ausführlichkeit von erstaunlicher Überredungskunst ist.

«Tinker, Tailor, Soldier, Spy» ist radikalster Anti-Bond. Da gibt es weder Action-Rasanz noch erotischen Wildwuchs, dafür ein langsa-

mes Abtragen von Schichten verlogener Kollegen, eitler Gecken, übler Kriecher. Von Gary Oldman als George Smiley kommt man schwer wieder los; vom Beruf gezeichnet, verschlossen wie eine Auster in einer verluterten Umgebung, hält er lieber die Klappe. Er weiss, dass jedes Wort falsch ausgelegt und zum Bumerang werden könnte. Die Mauscher-, Makler-, Strippenzieher- und Bürolurche-Trabanten perfektionieren den Zirkus. ★★★★★

Weitere Filmstarts

The Muppets — Sie waren die wildesten Rampensäue und jahrelang ein Hochgenuss, die durchgeknallten Puppen Kermit, Miss Piggy, Gonzo, Fozzie Baer etc. und das Mecker-Rentnerpaar Waldorf und Statler. Jetzt sind sie wieder da – in einem Musical, mit Realschauspielern, melancholischen Songs auf einer Muppet-Studio-Tour. Es gibt ein paar hübsche Nummern, aber so toll, wie teilweise zu lesen ist, ist dieser bonbonfarbene Lutscher nun auch nicht. ★★★★★



Bonbonfarbener Lutscher: «The Muppets».

Underworld Awakening — Man mag's nicht glauben, aber der vierte «Underworld»-Trash belegt in den US-Kino-Charts Platz eins. Die völlig emotions- und ironiefreie Rumwirbeli und -ballerei von Vampiren, Menschen und Werwölfen, eine Mixtur aus Computergame und Comic, mit der Leder-Outfit-Vampirin

Kate Beckinsale und natürlich in 3-D, ist dagegen flach und platt. ★☆☆☆☆



Platt: Beckinsale in «Underworld».

Eine ganz heisse Nummer — Auch auf dem Land geht's abwärts, seit sich dort die Supermärkte breitmachen. Der Dorfladen hat Pleite gemacht, und Maria und Lena, in den besten Jahren, kommen auf die Idee, einen Erotik-Telefonservice zu gründen. Was sie und schliesslich noch ihre Freundin Waltraud da ausbaldowert haben, bringt zwar schnelles Geld – aber es muss laufen, und das ist nicht so einfach. «Wie stöhnt man eigentlich richtig?», fragt eine ratlos. «Die Herbstzeitlosen» lassen grüssen; auch hier geht's – ein wenig schlüpfriger – um eine Gruppe Frauen, die zur Selbsthilfe greift. Prima besetzt, mit teilweise sehr lustigen Dialogen und der üblichen Heuchelbande von Männern, die den Sex-Dienst zwar nutzen, aber ihn in der eigenen Gemeinde scheusslich finden. ★★★★★

Amador — Marcela lebt mit einem Blumen-schwarzhändler, dem das Geld für ordentliche Blumenpflege fehlt. Sie findet bei dem bettlägerigen Amador eine Stelle als Pflegerin. Der alte Herr wird Marcelas einziger Gesprächspartner; nur er erfährt, dass sie schwanger ist. Zwischen beiden entwickelt sich eine innige Beziehung – nur stirbt er zu früh. Trotz des Themas leichtfüssig, mit witzigen Dialogen. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Allenthalben Rauchverbote – sogar dem Comic-Cowboy Lucky Luke wurde der Glimmstängel entfernt. Wieso wird in Hollywood-Filmen und -Serien dann wieder geraucht? P. K., *Romanshorn*



Da unterliegen Sie vermutlich einer Sinnestäuschung. In Hollywood-Filmen wird nicht mehr geraucht – es sei denn in den Retro-Filmen, die allerdings wieder in sind. Und die können nur mit der Zigarette wieder zum Glühen gebracht werden. Die Anti-Raucher-

Organisationen sind da machtlos. Wenn Sie aber genau hinsehen, wird selbst hier die Vergangenheit in Beugehaft genommen. Denn die grosse Freiheit (die das Rauchen versprach) nehmen sich die negativen Figuren heraus; sie wollen zerstören (eine Liebe etc.). In Quentin Tarantinos «Jackie Brown» muss die gerissene Pam Grier anfangen zu rauchen, um ihre Funktion zu signalisieren, und in «Mad Men» sind sowieso alle übel.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Verkehrte Welt am Leutschenbach

Von Rico Bandle

Letztes Jahr rutschte der Marktanteil des Schweizer Fernsehens erstmals unter die 30-Prozent-Marke und lag damit weit unter den Erwartungen. Der neue Direktor des Schweizer Radio und Fernsehen (SRF), Rudolf Matter, steht unter Zugzwang. Eine der Sendungen, die den Zuschauerschnitt nach oben ziehen soll, ist die Castingshow «Die grössten Schweizer Talente», die letztes Wochenende gestartet ist. Der Druck ist offenbar so gross, dass das Schweizer Fernsehen alte Grundsätze über Bord wirft: Als die Schweiz mit «Music Star» ihre erste grosse Fernseh-Castingshow erhielt, legte man grossen Wert darauf, die Kandidaten nicht der Lächerlichkeit preiszugeben, die Sendung nach gut-pädagogischer Leutschenbach-Manier durchzuführen. Mit einem vorlauten Juror wie Dieter Bohlen, so meinte die damalige SF-Unterhaltungschefin Gabriela Amgarten 2009, «wäre unsere Reputation im Eimer».

Dieter Bohlen hat man zwar nicht geholt, dass Kandidaten vorgeführt werden, ist mittlerweile jedoch auch auf dem Staatssender völlig normal. Nun, wir wollen hier nicht als Moralhüter auftreten, zumal die Sendung höchst unterhaltsam und hervorragend produziert ist. Und auch die gescheiterten Kandidaten werden sich nach einigen unangenehmen Wochen vom Spott und Hohn wieder erholen. Aber wie passt es zu einem Sender, der sich den Anstand gegenüber Politikern und Amtsträgern auf die Fahne geschrieben hat, dass eine gänzlich unbekannte, etwas unförmige Hausfrau auf der Bühne gnadenlos ausgelacht und ausgebuht wird? Dass das johlende Publikum sie völlig fertigmacht, wie das bei der ersten Kandidatin von «Die grössten Schweizer Talente» der Fall war?

Die SRF-Verantwortlichen haben die Politsendung «Arena» weichgespült, die Talentshow hingegen verschärft: Politiker werden geschont, man nimmt zugunsten einer «sachlichen» Diskussion auch einen Quotenverlust in Kauf – bei den einfachen Leuten wird reingehauen, ganz wie bei RTL. Verkehrte Welt? Es ist die Welt der SRG- und SRF-Direktoren Roger de Weck und Rudolf Matter.

Die grössten Schweizer Talente:

Nächste Sendung: Samstag, 20.10 Uhr, SF 1

Junge Kunst, alter Adel

Vernissage an bester Lage, die Tonhalle hat einen neuen Gönnerverein, Steinfels und Jacobs spannen zusammen. *Von Hildegard Schwaninger*



«Bless this Mess»: Künstler Campbell, Galeristen-Tochter Bscher, Partner Rastorfer.

Wenn die Galerie Gmurzynska zur Vernissage lädt, wird es glamourös. Gastgeber sind die drei Partner, denen die Kunsthandlung am Zürcher Paradeplatz gehört (in St. Moritz haben sie eine Filiale): **Mathias Rastorfer**, die Gründerin **Christina Gmurzynska** und ihre Tochter **Isabelle Bscher**. Letztere ist jung und sehr hübsch mit langen Beinen (trägt gerne flache Schuhe, was diesen Vorzug noch betont) und zieht entsprechend junge Künstler an. Zurzeit stellt **Scott Campbell** aus New York aus, der als Tattoo-Künstler begann und, laut Communiqué der Galerie Gmurzynska, «zu den aufregendsten Künstlern der heutigen Zeit zählt». Scott Campbell, Jahrgang 1977, wuchs in einem Fischerdorf in Louisiana auf, **Marc Jacobs**, **Penélope Cruz**, **Nan Goldin** tragen seine Tattoos. Seine erste Einzelausstellung in Europa heisst «Bless this Mess».

Das Vernissage-Volk, in dem sich, wie gewohnt an glamourösen Orten, viele Finanzmarkt-Artisten tummelten, bewunderte die Arbeiten – Skulpturen aus Dollarnoten und zertrümmerte Strausseneier. Ein erlesener Kreis war dann in die «Kronenhalle» geladen. Ex-Roche-Präsident **Franz Humer** thronte, erholt und zufrieden aussehend, zwischen den Gastgeberinnen Gmurzynska und Bscher. Humers Frau, die Goldschmiedin **Maja Fruithof**, sass Hotel-«Baur au Lac»-Besitzer **Andrea Kracht** vis-à-vis. Den Hochadel vertrat **Ludmi-**

la von Kyburg-Habsburg, die österreichische Erzherzogin. Der Gynäkologe Professor **Christian Breymann** (gerade zurück von zwei Wochen Freiwilligenarbeit in Äthiopien) war mit Ehefrau **Bettina von Seefried**, auch Gynäkologin, da. Die Ehepaare sassen getrennt, was dem Abend Schwung gab. «Seitenblicke», die Promi-Sendung des ORF, filmte. Das Menü, köstlich: Blini mit Lachs und Sauerrahm, Geschnetzelttes mit Rösti, Mousse au Chocolat.



Jugendförderer: Weingarten, Zinman.

Auch die Zürcher Tonhalle kennt das Problem, dass in den klassischen Konzerten nicht nur Zwanzigjährige sitzen. Deshalb hat Intendant **Elmar Weingarten** die Idee, einen jungen Gönnerverein zu gründen. Zusätzlich zum bestehenden, der dem Tonhalle-Or-

chester Zürich, dem ältesten Orchester der Schweiz, Konzerte ermöglicht, die sonst finanziell nicht tragbar wären. Jahresmitgliedschaft: ab 850 Franken (bis 40 Jahre 400 Franken). Das Gönnerkonzert war auch diesmal ein guter Anlass, um Netzwerke zu knüpfen. Präsident **Franz von Meyenburg** fehlte, da verreist. Anwesend die immer hilfsbereiten Gönnerinnen **Helen Zimmer**, **Carole Schmiel-Syz**, **Christiane Jecklin**, Gastronom **Martin Candrian**, Kunstsammlerin **Charlotte Weinberg** (Schwester des Baulöwen Peter Steiner), Kunstsammler **Hans Imholz**, Ex-Tonhalle-Direktor **Jürg Keller**. Das Konzert: **David Zinman** dirigierte das Verdi-Requiem. Auf der Bühne Sänger, die man in Zürich kennt: die slowakische Sopranistin **Luba Orgonásová**, der österreichische Bariton **Günther Groissböck**, der Tenor **Francesco Meli** aus Genua. Ins Auge stach eine erfrischende Schönheit mit Blondhaar bis zur Taille: die russische Mezzosopranistin **Elena Maximova**. Singt an der Wiener Staatsoper Carmen. Sie hat einen Zürcher Freund. So sparte die Tonhalle das Hotelzimmer.

Die ehemalige Direktorin von Sotheby's Zürich, **Claudia Steinfels**, wird Ende März wieder aktiv. Mit der Juristin **Lavinia Jacobs**, Tochter des verstorbenen Unternehmers **Klaus Jacobs**, gründete sie die **Steinfels Jacobs Holding AG**. Steinfels sieht der Zusammenar-



«Neue Netzwerke»: Claudia Steinfels.

beit – Kunstberatung und Nachlassplanungen mit Kunst – freudvoll entgegen. «Wir verstehen uns gut. Lavinia ist 15 Jahre jünger als ich, das gibt neue Netzwerke.»

Die «unbekannte Schönheit», die letzte Woche neben **Willy Spiller** abgebildet war, ist identifiziert. Es ist **Lela Bolli**, geborene **Locher**. Ihre Schwester **Marianne** ist mit **Charlie Kunzmann** verheiratet, deren Tochter **Viola Kunzmann** als Kostümbildnerin (Wiener Staatsoper, Burgtheater) arbeitet. Dem Publizisten **Stephan Bosch** sei Dank für den Hinweis.

Im Internet

www.schwanagerpost.com



Meine Fallhöhe

Unser Kolumnist fährt durch Europa: von der Hauptstadt der Mode in die kurzzeitige Welthauptstadt – an einem Tag.
Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Paris sowie in Davos. Nach Paris reiste ich, um die «Collection Couture» von **Jean Paul Gaultier** zu sehen. Obwohl – oder vermutlich weil – fast keine Modeschöpfer mehr Haute-Couture-Kleider machen (in Paris noch zehn sogenannte *maisons*) respektive fast keine Kundinnen mehr solche kaufen («wenige hundert Frauen auf der Welt», Entwürfe kosten bis 50 000 Euro, stand in der *Weltwoche*-«Stil»-Ausgabe), wollen viele Leute an Haute-Couture-Schauen (ich war Gast von Shiseido, der Firma, die Gaultiers Parfüms herstellt).

Das Haus mit Nummer 325 der Rue Saint-Martin im 3. Arrondissement ist eines dieser Pariser Häuser, das nicht auffällt von aussen – falls nicht gerade zirka 250 Frauen, die in der Welt der Mode leben, und ihre *walker* (oft homosexuell veranlagte Begleiter heterosexueller Frauen, deren Männer reich, beschäftigt oder alt genug sind, um nicht mit ihnen ausgehen zu müssen) davorstehen –, das innen aber eine Treppe und Säle hat, die einen Eintrag wert sind in dem Buch «1000 Orte, die man gesehen haben muss, bevor man stirbt». Mit anderen Worten: Umgebung und Besucher machten Ihrem Kolumnisten Eindruck.

Prêt-à-porter-Schauen fangen (mehr oder weniger) *on time* an, weil es während der Modewochen zwanzig oder mehr davon gibt am Tag. Bei Haute-Couture-Schauen kann sich der Modeschöpfer Verspätungen leisten, es finden bloss ungefähr drei am Tag statt (Abweichung vom Zeitplan: eine Stunde fünfzehn Minuten). In der ersten Reihe, ziemlich weit links,

erkannte ich **Carine Roitfeld** und weit rechts **Suzy Menkes**, die in der *International Herald Tribune* über die Schau schrieb, es sei, im Grunde, nicht zulässig, Models mit unordentlichen Haaren, leicht erhöhtem Eyeliner-Strich und in kurvenreichen Satin-Korsetts vorzuführen plus vier Gospelsänger, die eine Amy-Winehouse-Hommage vortragen («No, no, no») – ausser man sei Gaultier und die gezeigten Kleider seien ein «Traum von Couture-Eleganz», «sehr pariserisch» sowie «unfehlbar im Schnitt».

Mir gegenüber, nebenbei, sass **Beth Ditto**, die ich passend finde als Gaultier-Kundin, -Muse, was auch immer (obwohl sie knapp zwei Plätze benötigte). Weiter rechts **Dita Von Teese**, die in Paris als reich an Talent angesehen wird (diese Franzosen ...). Und schliesslich sah ich, wie immer, wenn ich in der Stadt ausgehe, **Catherine Deneuve** (in der Mitte, bester Platz, kein Problem für MVH).

Retour in Zürich (19.50 Uhr – Swiss-Flug LX 657 ohne Verspätung) fuhr ich an das World Economic Forum (WEF-Leitgedanke dieses Jahr: «Der grosse Wandel: Neue Modelle gestalten»); ich hatte eine Einladung von **Hubert Burda** an den DLD Focus Nightcap (kein Leitgedanke ausser: Leute treffen). Davos ist, logisch, höher gelegen als Paris, doch was Looks, die man dort sah, angeht, muss ich von grosser Fallhöhe berichten: **Paulo Coelho** zum Beispiel hat hinten an seinem kahlen Kopf, über dem Nacken, ein Büschel Haare stehen lassen. **Veronica Ferres**, möchte ich wetten, hatte die gleichen Schuhe an wie vergangenes Jahr (schwarze Pumps mit 5-Zentimeter-Absätzen, Helmut Newton sagte einmal, er möge solche auch nicht – entweder flach oder *killer heels*); ihr Freund **Carsten Maschmeyer**, das gebe ich ihm, kannte einen Nebeneingang, durch den man ohne Anstehen in den Raum kam, wo der Anlass stattfand. Ausserdem gesehen (und, zum Teil, nur erkannt, weil fast alle Badges um den Hals haben, auf denen ihr Name recht gross draufsteht): **Arianna Huffington**, **Christoph Franz**, **Liz Mohn**, **Martin Wittig** (nicht sehr bekannt, einverstanden, CEO von Roland Berger, doch er erkannte mich, obwohl ich keinen Badge hatte) und **Nadja Schildknecht** (machte die Fallhöhe ein wenig kleiner).

Zum Schluss, ausnahmsweise, ein Hinweis auf meine (gelegentlich) tiefen Einsichten in den Geisteszustand halbfetter Namen: In einem vergangene Woche öffentlich gemachten Gutachten der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich schrieb ein Forensiker, bei dem von ihm untersuchten Carl Hirschmann lägen Merkmale einer Psychopathie vor. Ich schrieb 2009: «Ich bin Gesellschaftskolumnist, deshalb urteile ich nicht, sondern beschreibe ... Mehr Beschreibungen, die an Carl erinnern, stehen in dem Buch von Robert Hare «Gewissenlos – Die Psychopathen uns.»»

Gesellschaft

Mann zu Frau

Von Beatrice Schlag — Ist Homosexualität angeboren? Man stellt die Frage besser nicht.

Ihr Coming-out hatte Cynthia Nixon schon vor Jahren. Die Schauspieler, berühmt geworden als eigensinniger Rotschopf Miranda in «Sex and the City», war fünf Jahre mit einem Mann verheiratet und hatte zwei Kinder, als sie sich mit 37 in die Frau verliebte, mit der sie bis heute zusammenlebt. «Ich habe nicht wirklich das Gefühl, meine sexuelle Orientierung habe sich geändert», sagte sie damals. «Ich war immer mit Männern zusammen und hatte mich nie in eine Frau verliebt. Als es dann passierte, schien es nicht sehr überraschend.»



Kürzlich hielt die heute 45-jährige vor Schwulen und Lesben eine Rede, die sie selbst für ermutigend hielt. Die Veranstalter hatten Nixon vergeblich davon zu überzeugen versucht, dass sie die Aussage: «Ich war hetero, und ich war lesbisch. Lesbisch ist besser», weglassen sollte. Daraus, sagten sie, lasse sich ableiten, dass Homosexualität eine Wahl sei. Was auch bedeutet, dass man sich dagegen entscheiden kann. Cynthia Nixon bestand auf ihren Worten. «Für mich ist es eine Wahl», sagte sie der *New York Times*. «Für viele Homosexuelle ist das nicht so, aber für mich, und ich lasse mir mein Lesbischsein nicht von andern definieren.»

Sie wurde für den Satz von Homosexuellen mit Vehemenz niedergemacht, obwohl die Beweise, dass sexuelle Orientierung angeboren ist, nicht eindeutig sind. Vieles weist darauf hin, dass ein Zusammenhang zwischen Gehirn, Genen und Hormonen die sexuelle Identität prägt. Die Möglichkeit, dass man sich auch aus freien Stücken für Homosexualität entscheiden kann, schliesst das nicht aus.

Braucht Schwulsein tatsächlich noch immer einen biologischen Grund, um akzeptiert zu sein? Offenbar ist es so. Am vergangenen Montag krebste Cynthia Nixon zurück. In der Schwulenzeitung *Advocate* veröffentlichte sie am vergangenen Montag eine Erklärung: «Ich brauche das Wort zwar nicht oft, aber die technisch korrekte Bezeichnung für meine Orientierung ist bisexuell. Ich glaube, dass Bisexualität keine Wahl ist, sondern eine Tatsache. Was ich «gewählt» habe, ist, in einer lesbischen Beziehung zu leben.»

Für Jessie

Das Leben von Jessie endete plötzlich. Er wurde von einem Traktor überfahren. Dass er nicht zurückkommt, tut sehr weh. Nachruf auf einen Jack Russell. Von Antje Joel



Gerade eben und jetzt: Jessie.

Das hier ist für Jessie. Der mein Hund war. Und dessen Leben so plötzlich endete, von einer Minute auf die nächste, an einem Montagmorgen um zehn, im November. Eben noch hatte er dagesessen, auf der Wiese, am Tor, das eine Ohr zu mir gewandt, die ich bei den Pferden hinter ihm stand, das andere Ohr zur Strasse gedreht. Auch ich hatte den Traktor kommen gehört. Und darum zu ihm rübergesehen. Jessie sass am Tor. Dass er auf die Strasse lief, hatte ich nicht erwartet. Mich darum wieder dem Pferd zugewandt.

Gleich darauf hörte ich ein kleines Weinen. Und noch einmal. Jessie sass nicht mehr am Tor. Ich rannte. Stieg auf das Tor. Als ich ihn von dort oben auf der Strasse liegen sah, auf seinem Rücken, ein bisschen gekrümmt, wusste ich: «Es ist vorbei. Aus. Für immer.» Wie soll man das fassen? Ich drehte Jessie auf die Seite, da war kein Blut, keine Verletzung, nichts. Sein rechtes Auge, das, wie sein linkes,

eben noch braun gewesen war, war jetzt überzogen von einem blinden Blau. Ich hob den Hund in meine Arme.

«Er ist tot. Ist er tot?»

Der Traktorfahrer, der erst anhielt, als er mich im Rückspiegel über das Tor steigen sah und begriff, dass der Hund nicht allein gewesen war, kam zögerlich herüber. «Tut mir leid», sagte er. Jessie in meinen Armen, den ich tot geglaubt hatte, streckte sich, riss die Schnauze auf, sog ein letztes Mal Luft in die Lungen. Dann sackte sein Kopf nach hinten, langsam, wie in Zeitlupe. Aus, vorbei. Diesmal wirklich. Oder? Zu der Freundin an meiner Seite sagte ich: «Er ist tot. Ist er tot?» – «Er ist tot», sagte sie. Dafür war ich ihr dankbar.

Ich hielt den Hund an mich gedrückt, strich über sein raues Haar, drehte seine weichen Schlappohren um meinen Finger, ich sagte: «Jessie, Jessie», und zu dem Traktormann:

«Geh nach Hause.» Mehr war für ihn nicht drin. Ich sass eine Stunde vor dem Haus auf dem kalten Beton, die Freundin neben mir, der tote Jessie in meinem Arm. Ich weinte. Ich sagte: «Jessie, hei, Jessie.» Ich konnte es nicht fassen. Diesen krassen Unterschied zwischen gerade eben und jetzt. Diesen brutalen Einbruch in meine Welt. Dass ein Sekundenbruchteil entscheidend ist über Leben und Tod. Irreversibel. Ich dachte: «Hätte ich doch!» Und: «Wenn ich nur!» Was so müssig war wie das «Tut mir leid» des Traktormannes. Es war für beides zu spät.

An diesem Nikolaustag wäre Jessie ein Jahr bei mir gewesen. Am vergangenen Nikolaustag war der Hundewart auf einen Tee bei uns vorgefahren, er war gerade in der Nähe. Der Hundewart sammelt die Streuner und Ausgestossenen ein, die die Leute ihm melden. Davon gibt es in Irland unzählig viele. Er hatte im Nachbarort «irgendeinen Terrier» abgeholt.

«Sitzt hinten im Wagen.» Ich wollte gucken, nicht mehr. Wir hatten schon einen sehr grossen Hund, dessen Zuhause mal ein verdrehtes Geviert aus Baustahlmatten gewesen war. Ohne Tür. Und einen mittelgrossen Hund, der sich an einem Herbstabend zitternd unter den Autos auf dem Lidl-Parkplatz verkrochen hatte. Und einen sehr kleinen, der auf Facebook zu verschenken gewesen war. «Klar», sagte der Hundewart. «Gucken kostet nichts.»

Den Spruch gibt es auch in Irland; nirgendwo sonst auf der Welt ist er mehr gelogen. Aus dem Heck schaute ein rauhaariger, schlappohriger Schlawiner, weiss, auf krummen Beinen, mit einem halb weissen, halb braunen Gesicht. Der Hund trug Bart. Er war offensichtlich ein Jack Russell, aber nicht nur. «Jack Russell, mit Bratwurst gekreuzt», sagte ich später oft. Er hatte in die Transportbox gekotzt und wedelte. Offensichtlich glaubte er, seine schwindelerregende Reise sei vorbei. «Der ist jung, höchstens ein Jahr. Du könntest ihn probeweise behalten.» Der Hundewart hatte die Tür der Box schon halb geöffnet. «Wenn's nicht klappt, hole ich ihn wieder ab.» Er versprach auch, einen Gutschein für die Kastration zu bringen. Ich habe nie wieder von ihm gehört.

Jagd auf Kühe

In den ersten Stunden nach Jessies Tod dachte ich: «Ich ruf ihn an. Muss ich doch, weil er Jessie kannte. Weil er uns zusammengebracht hat. Und weil ich fast jedem, der Jessie gekannt hatte, in diesen ersten Stunden eine SMS oder eine E-Mail geschickt hatte, in der nicht viel mehr stand als: «Jessie ist tot.» Ich fand, das müsse die Welt wissen. Ich dachte: «Der geht hier nicht unbemerkt von der Bühne. Er war doch mein Hund.» Wir waren fast immer zusammen. Keine Ahnung, ob das so ein E-Mail-Empfänger versteht. Ich schickte dem Jessie-Vorbeibringer keine SMS, rief ihn nicht an. Ich fand, das habe er sich nicht verdient.

Eine lange Weile wusste ich nicht, was ich von dem neuen Hund halten sollte. Zu einem Freund sagte ich: «Der ist nett. Aber. Da ist auch noch etwas anderes.» Der Freund sagte: «Du meinst, wenn du nicht zu Hause bist, macht er sich Kaffee und surft im Internet?» So ungefähr. Meine Idee, ein so kleiner Hund könnte der ideale Begleiter für meine hundeverrückte zwölfjährige Tochter sein, erklärte der Hund gleich für Blödsinn. Er jagte auf ihren ersten Spaziergängen Schafe. Er knurrte, wenn sie sich zu ihm aufs Sofa setzte. Er griff mit den Zähnen nach ihrer Hand, als sie ihm den Kauknochen abnehmen wollte. Meine Tochter sagte: «Der Hund ist Scheisse.» Und: «Bitte, gib ihn zurück.»

Der Hund blieb. Nur war er jetzt eben mein Hund. Er lernte, Mimi aufs Sofa zu lassen. Er liess sich von ihr unter Aufsicht den Knochen abnehmen. Und Mimi lernte, sich auf das Sofa zu setzen, bevor Jessie aufs Sofa durfte. Und

ihm in angestrengter Ruhe den Knochen abzunehmen. Und weil Mimi nicht gern allein schlafen geht, wegen der Dunkelheit und allem, was sich darin verbergen kann, ging Jessie, der sonst nicht von meiner Seite wich, in den letzten Monaten mit ihr mit. Jeden Abend, ganz selbstverständlich. Sie lagen dann gemeinsam unter der Decke, Jessie an Mimis Füüssen, ohne ein einziges Mal zu knurren. Er war ihr idealer Begleiter. Das wusste am Ende auch Mimi. Als ich sie an jenem grässlichen Tag von der Schule abholte und ihr sagen musste, dass Jessie jetzt wirklich weg war, für immer, da weinte sie so, wie ich sie selten weinen gesehen habe. Eigentlich noch nie.

Es geht hier doch gar nicht nur um den Hund. Das hier ist auch für das Leben.

Das mit den Schafen war lange nicht aus der Welt zu kriegen. Bei wem auch immer Jessie sein erstes Jahr verbrachte hatte, er hatte diese Büchse der Pandora geöffnet. Ich fand es schwer, sie wieder zu schliessen. Er jagte auch Kühe. Und Pferde. Autos nie. An der Strasse, die ich zweimal täglich fahre, wohnt ein kleiner schwarzer Hund, der jagt Autos. Er presst sich in den Grünstreifen vor seinem Haus und lauert. Wenn ein Auto vorbeifährt, rast er los, mit voller Kraft, von der Seite gegen das Auto an, jeden Tag. Dieser kleine, schwarze Selbstmörderhund lebt noch. Jessie nicht. Ist das fair? Einmal jagte Jessie etwas im Wald, ich konnte es weder sehen noch hören. Ich hörte nur den Hund. Wie sein schrilles, vor Jagdglück überschnappendes Bellen, diese Stimme, derentwegen ich ihm liebend gern die Stimmbänder hätte durchtrennen lassen, leiser und leiser wurde.

Er blieb verschwunden, zwei Tage. Ich rief jede streunerbefugte Stelle an, die mir einfallen wollte. Den Hundewart, das Hundeauffanglager, den Tierschutzverein, die Polizei und alle, die an dem Wald wohnten und deren Nummer ich hatte. «Schön blöd», sagten die Nachbarn. «Wenn der Schafe gerissen hat, bist du dran. Halt bloss den Mund und sei still. Hunde gibt es wie Sand am Meer.» Ich wollte keinen Sand am Meer. Ich wollte Jessie zurück. Als das Telefon klingelte und eine Frauenstimme sagte: «Ich hab ihn! Er kam heute früh aus dem Wald, müde und dreckig, aber okay», schnappte meine Stimme über vor Glück.

Diesmal kommt Jessie nicht zurück. Nicht dieses Mal und kein anderes Mal mehr. Er wird nie mehr mein Auto vollhaaren, nie wieder einen Sicherheitsgurt zernagen, niemals mehr wird es mich vor seiner Stimme grausen. Ich bin darüber nicht froh. Er wird nie wieder Mimi ins Bett begleiten. Nie wieder, wenn ich komme, um gute Nacht zu sagen, seinen Kopf gerade eben bis zu den Augen aus der Decke

strecken, so, dass er aussieht wie der kleine, böse Grossmutter-Wolf aus dem «Rotkäppchen». Nichts davon, niemals mehr. Es ist die Endgültigkeit, die mir den Atem nimmt. Geht hier doch gar nicht nur um den Hund. Oder?

Nächtlicher Sturm

Ich bettete meinen Toten in einer Decke ins Bad. Dort lag er bis zum nächsten Nachmittag. Wir haben ein zweites Bad, da kann man so was machen. Wir gingen immer wieder zu ihm, die Kinder und ich, schlugen die Decke zurück, strichen ihm über das Fell. Und Mimi drehte seine Ohren um ihre Finger und schluchzte: «Ich mochte seine Ohren so gern, die sind so weich.» Jetzt waren sie das einzige Weiche an Jessies Körper. Als es in der Nacht wie wahnsinnig stürmte und regnete, dachte ich: «Gut, dass er noch im Bad liegt. Und nicht da draussen.» Was natürlich Quatsch war.

Schliesslich fuhren wir Jessie ins Hochmoor, in den kleinen Wald, in den er so gerne abhaute. Ich konnte mir keinen schöneren Ort für ihn denken, um die Ewigkeit zu verbringen. Der Nachregen hatte den Waldweg zu einem reissenden Strom gemacht, wir wateten in Gummistiefeln in den Wald und gruben. Der Boden war herrlich weich. Ich dachte: «Darauf kann man gut liegen.» Als das Loch tief genug war, schluchzte Mimi: «Ich kann es nicht, ich kann nicht tschüss zu ihm sagen.» Sie rang nach Luft, wie eine Ertrinkende, und die war sie in diesen Momenten auch. Ich trug den Hund an den Rand seines Grabes. Stand ein paar endlose Augenblicke neben Mimi da, den starren Jessie an mich gepresst, dann senkte ich ihn in die sanfte Erde, umschlang meine Tochter. Und sie zerriss mir das Herz mit dem Schrei: «Wenn ich mich schon nicht von Jessie verabschieden kann, wie dann erst eines Tages von dir? Und wer wird mich dann in den Arm nehmen?»

So ist das nämlich. So hatte ich auch schon gedacht, als ich mit Jessie im Arm vor dem Haus sass. Und dann immer wieder: «Wenn es bei einem Hund schon so weh tut, wie könntest du das jemals überleben bei deinem Kind!» Das sagte ich Mimi, denn es ist gut, nicht allein zu sein. Und dann weinten wir zusammen. Es geht hier doch gar nicht nur um den Hund. Das hier ist auch für das Leben. Denn manchmal ist es so unfassbar mir nichts, dir nichts vorbei.

Antje Joel ist freie Autorin und schreibt unter anderem für die *Welt*, *Mare*, *Geo* und *Annabelle*. Seit beinahe vier Jahren lebt sie mit ihren Kindern auf dem Land an der irischen Westküste.

Schmucke Möbel mit Ohrsteckern

Von Jürg Zbinden

1 — Die kanadischen Zwillingenbrüder Dean und Dan Caten mischen für das Label Dsquared2 das Modebusiness auf. Im Möbel-design sind es die brasilianischen Gebrüder Humberto und Fernando Campana, die mit ihren Entwürfen völlig zu Recht Aufsehen erregen. Ihr ultrabequemer Sessel «Grinza» erinnert an eine chinesische Hunderasse, deren Fell vor allem aus Falten besteht: den Shar-Pei. Den kuscheligen «Grinza» (Hersteller: Edra) gibt es zum Preis von Fr. 7674.– zu kaufen in den Filialen von Teo Jakob, in Zürich an der Seefeldstrasse 231.

2 — Die Entwürfe des Designers und Architekten Massimo Morozzi, seit 1972 Mitglied der Gruppe Archizoom, bewegen sich zwischen Design und Kunst. Sein Schrank «Tronco» (Hersteller: Edra) beziehungsweise dessen Front besteht, wie bereits der Name andeutet, aus einem aufgeschnittenen Mahagoni-Baumstamm. Wunderschön ist die einzigartige Maserung. Ein wuchtiges und dennoch elegantes Stück Natur pur, ohne jede Anmutung von Kupfer, Wolle, Bast. Preis auf Anfrage. Erhältlich in den Filialen von Teo Jakob.

3 — Die zwei facettierten Rhodolithe mit 28 Brillanten, in 18-karat-Weissgold gefasst, gehören zur «Heart Collection» des Schmuckunternehmens Kurz, das in den Städten und Regionen Zürich, Basel, Bern, Luzern und Genf rund 160 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschäftigt. Die auf den Valentinstag zugeschlifene «Heart Collection» wird die Angebetete aber auch an jedem andern Tag zu Herzen rühren. Die Ohrstecker gibt es zum Preis von Fr. 1150.– zu kaufen in den 12 Kurz-Filialen.

4 — Funktionalität und Coolness des Stuhls nach einem Entwurf von Andreas Liesch (um 1951) sind auch rund sechzig Jahre später noch gewährleistet. Das mit Ledergurten bespannte Gestell ist aus verchromtem Flachstahl, der Bezug aus feinstem Anilinleder ist in den Farben Schwarz, Natur, Moro-Braun und Bulgaro-Rot lieferbar. Sitz- und Rückenkissen sind gepolstert mit Polyurethan-Schaumstoff. Die Reedition aus der Kollektion «Standardform 2012» ist zum Preis von Fr. 3900.– erhältlich bei Möbelhalle Martin Hauser, Mythenquai 355 / Bachstrasse 9 in Zürich. Verkauf und Beratung nach Vereinbarung: info@moebelhalle.ch oder über Tel. 044 482 12 12.



1



2



3



4

Der Hase im Pfeffer

Von *Andreas Thiel* — Alles wird überwacht, reguliert, verboten, gebüsst und umverteilt. Wo sind die Freigeister geblieben? Da wo der Pfeffer wächst. Da wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen.

Fuchs: Und wie wächst der Pfeffer?

Hase: Er gedeiht prächtig.

Fuchs: Alles hier blüht und spriesst.

Hase: Es wird eine reiche Ernte geben.

Fuchs: Ich habe gehört, in Zürich gab es ein Blackout.

Hase: Ja, selbst die Ampeln fielen aus. Es soll das erste Mal gewesen sein seit dreissig Jahren, dass der Verkehr in der Stadt flüssig war.

Fuchs: Dafür stand wegen eines Generalstreiks ganz Belgien still.

Hase: Man weiss doch, dass jede sozialistische Arbeiterbewegung zum Stillstand führt.

Fuchs: Und in der Schweiz sind Bankomaten ausgefallen.

Hase: Auf dem Bankenplatz? Das ist ausgefallen!

Fuchs: Nicht wahr? Welch eine Symbolkraft.

Hase: Der Bankenplatz ist zerschlagen.

Der Staat hat versucht, seine Haut zu retten, indem er sie verkauft hat.

Fuchs: Anstatt sich warm anzuziehen, wenn ihm ein kalter Wind entgegenbläst, zieht sich der Bundesrat gleich selbst das Fell über die Ohren.

Hase: Das ist, als würde unser-eins auf den Jäger zugehen, in der Hoffnung, dass dieser nicht schießt, wenn sich das Wild freiwillig stellt.

Fuchs: Der Bundesrat versucht vom Nichtschwimmerbecken aus einen Ertrinkenden zu retten.

Hase: Und dazu lässt er das Wasser ablaufen.

Fuchs: Ja, und wenn das Wasser abgelaufen ist, liegen nicht nur die Schwimmer auf dem Trockenen, sondern auch der Ertrinkende ist längst ertrunken.

Hase: Deshalb erlässt der Bundesrat ein Gesetz, welches Wasser im Schwimmbad verbietet, damit auch Nichtschwimmer ins Schwimmbecken gehen können.

Fuchs: Ein Elefant im Porzellanladen könnte nicht so viel Schaden anrichten.

Hase: Nanana, wie soll der Bundesrat im Porzellanladen mehr Schaden anrichten als ein Elefant?

Fuchs: Der Elefant hinterlässt nur einen Scherbenhaufen. Der Bundesrat hinterlässt hingegen auch noch strengere Ladenöffnungszeiten.

Hase: Ich verstehe: Nicht der Schaden ist der Schaden. Der Versuch, weiteren Schaden zu vermeiden, ist der Schaden.



Fuchs: Die Scherben sind schnell weggeschwemmt, die Regulierungen nicht. Da liegt der Hund begraben.

Hase: Aber hier liegt der Hase im Pfeffer.

Fuchs: Und freut sich über die Blüten.

Hase: Hast Du nicht manchmal Heimweh nach der Schweiz?

Fuchs: Nein, dort wird nur noch reguliert und umverteilt. Und Schwimmen ist wegen Ertrinkungsgefahr verboten.

Hase: Aber Du kannst doch gar nicht schwimmen.

Fuchs: Muss man es deswegen verbieten?

Hase: Wir sollten versuchen, sie zu verstehen. Sie wollen doch nur ungewisse Aspekte des Lebens entschärfen.

Fuchs: Mit der Schärfe nehmen sie dem Leben auch die Würze.

Hase: Dass die immer noch nicht begriffen haben, dass Vielfalt friedensfördernd ist und die Gleichmacherei Unfrieden stiftet.

Fuchs: Wer denkt, alle müssten tun, was er für richtig hält, der macht vieles falsch. Nur wenn jeder etwas anderes tut, wird vieles richtig gemacht.

Hase: Zum Glück gibt es noch das Pfefferland, wo jeder tun kann, was er will.

Fuchs: Ja, hier ist es ein bisschen wie im Märchen.

Hase: Obwohl auch Märchen nicht harmlos sind.

Fuchs: Wie soll man auch das Gute erkennen, ohne das Wissen um das Schlechte?

Hase: Zum Glück wissen wir, dass der Apfel der Hexe rot-grün ist.

Fuchs: Der Apfel der Schlange übrigens auch.

Hase: Gute Nacht, Fuchs.

Fuchs: Gute Nacht, Hase.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Der gebürtige Berner lebt in Indien.

Die Reben des Libanon

Von *Peter Rüedi*



Nicht nur der Mensch, seine Mythen, Märchen und grossen Erzählungen wandern. Auch der Wein. Für einmal also ein paar Takte Geschichte. Wo immer der erste Wein entstanden ist, sicher war das im Nahen Osten. Das östliche Mittelmeer war «das Frankreich und Italien der Antike», heisst es im «WeinAtlas» von Johnson und Robinson – bis zum Aufkommen des Islam. Dann war Schluss mit lustig, wenigstens für die Normalsterblichen. Dass der Libanon eine bemerkenswerte Weinkultur hatte (und hoffentlich bald wieder hat), hängt – wir machen einen gewaltigen Sprung – natürlich auch mit dem christlichen Teil seiner Bevölkerung zusammen und mit dem französischen Einfluss während der Mandatszeit 1920–1943. Wer überhaupt weiss, dass im Libanon Wein entsteht, kennt das berühmte Château Musar. Bei Lancierung in den fünfziger Jahren stand dem die Familie Barton (Léoville Barton) beratend zur Seite. Nun gewinnt der Weinbau im parallel zur Küste liegenden, von dieser und der Wüste im Osten durch zwei Bergketten getrennten, privilegierten Bekaa-Tal neue Bedeutung. Seit 1992 bauten die Brüder Ramzi und Samir Ghosn ihren Betrieb Massaya auf, auch sie beraten durch französische Paten, die Familien Hébrard (damals Cheval Blanc) und Brunier (Besitzer des legendären Châteauneuf «Le Vieux Télégraphe»). Beide Einflüsse bestimmen die gewichtigen Weine von Massaya.

Die beiden heute vorgestellten sind so etwas wie südliche Rhone aus dem Libanon, *but with a kick*. Der «Massaya Classic» ist eine Cuvée aus 60 Prozent Cinsault, 20 Prozent Cabernet und 20 Prozent Syrah, eine runde, frisch-fruchtige Angelegenheit mit einem heissen Nachhall. Viel Wein für wenig Geld. Das gilt auch für die «Silver Selection Bekaa Valley» aus Grenache, Cinsault, einer Spur Cabernet und Mourvèdre, der elf Monate im grossen Eichenfass zu einem angenehmen Holz-Touch verhelfen. Grosse Finesse bei gelegentlich etwas animalischem Fauchen; eine austarierte, spannende Cuvée. Das Flaggschiff, die «Gold Reserve», verdient demnächst eine eigene Kolumne. Versprochen.

Massaya Classic Bekaa Valley 2007. 15%. Fr. 16.70
Massaya Silver Selection Bekaa Valley 2007. 14,5%.
Fr. 23.90. Fischer Weine, Sursee. www.fischer-weine.ch

Unbestechlich

unabhängig

Die Weltwoche deckt Missstände auf.

Und trägt dazu bei, dass in der Schweiz Probleme gelöst werden:

1. **Fall Zuppiger:** Die Weltwoche deckte auf, dass der SVP-Bundesratskandidat Bruno Zuppiger eine fremde Erbschaft für sich abzweigen wollte. Zuppiger musste seine Kandidatur zurückziehen. Aufgrund der Weltwoche-Recherchen blieb der Schweiz ein Bundesrat erspart, der in einen Fall von Erbschleicherei und mittlerweile auch in ein Strafverfahren verwickelt ist.
2. **Fall Hildebrand:** Die Weltwoche deckte als einzige Zeitung auf, dass der Präsident der Schweizerischen Nationalbank auf seinem Privatkonto mit Aktien und Fremdwährungen in Millionenhöhe speulierte. Er verstrickte sich in einen unauflösbaren und für die Schweiz gefährlichen Interessenkonflikt. Ein Notenbankpräsident kann keine unabhängige Währungspolitik betreiben, wenn er als Privatmann selber mit Währungen speuliert. Dank Weltwoche-Recherchen wurde der Interessenkonflikt beseitigt und die Reglemente und Kontrollen verschärft.
3. **Fall Stocker:** Die Weltwoche deckte in zahlreichen Artikeln Missstände im Zürcher Sozialamt auf, die zum Rücktritt der Amtsvorsteherin Monika Stocker (Grüne) führten. Die Recherchen bewirkten Reformen und Verbesserungen im Zürcher Sozialwesen.
4. **Fall Holenweger:** Die Weltwoche deckte die fragwürdigen Methoden der Bundesanwaltschaft gegen den Zürcher Privatbankier Oskar Holenweger auf. Holenweger wurde freigesprochen. Mehrere Bundesanwälte mussten zurücktreten. Die Berichte lösten heilsame Veränderungen und eine Verbesserung der institutionellen Kontrollen aus.

Die Weltwoche wird sich auch in Zukunft dafür einsetzen, dass die Mächtigen im Staat kontrolliert und Missstände in der Politik ungeachtet der Person und der Partei aufgedeckt werden.

Überzeugen Sie sich selbst: Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement à **10 Ausgaben für nur Fr. 40.-.**

Telefon: 043 444 57 01, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch oder unter www.weltwoche.ch/abo.



Auto

Die Grundsatzfrage

Darf es einen Porsche mit Dieselmotor geben? Im Cayenne ist das jedenfalls eine erstaunlich gute Kombination. Von David Schnapp

Dass Porsche etwas anderes baut als den 911er, ist für manche Freunde der Stuttgarter Automarke nur schwer zu ertragen. Als vor zehn Jahren das Luxus-SUV Cayenne auf den Markt kam, sahen die Apokalyptiker den Untergang der Marke nahen. Mittlerweile ist der Cayenne das meistverkaufte Modell des Hauses, und in China, dem grössten Automarkt der Welt, hält man Porsche für einen deutschen Geländewagenhersteller.

Als wäre das nicht genug, kann man den Cayenne mittlerweile mit Dieselmotor bestellen. Da nützten alle Verwünschungen der Tra-

ditionalisten nichts, der Diesel ist der Bestseller der Baureihe; die reale Welt hat die Grundsatzfrage beantwortet, auch wenn man zuerst einmal leer schluckt, bevor man den Zündschlüssel dreht. Mit akustischen Massnahmen hat man den Selbstzünder so weit getarnt, dass er kaum noch als Dieselmotor zu erkennen ist. Am Anfang brummelt er zwar noch, aber sobald die Betriebstemperatur erreicht ist, schnurrt der Sechszylinder, den Audi liefert, zufrieden vor sich hin.

245 PS beträgt die Leistung, was für einen Porsche nicht viel scheint. Mit 550 Newtonmetern steht aber schon bei 1750 bis 2750 Umdrehungen ein ordentliches Drehmoment an, so dass zumindest beim Anfahren Sportwagengefühle erwachen. Munter beschleunigt der Cayenne bis 220 km/h, das sind nur 10 Stundenkilometer weniger als beim Basismodell mit Sechs-Zylinder-Benzinmotor.

Schnee und Autobahn

Ich kann mit gutem Gewissen behaupten, dass ich dieses Auto ausgiebig getestet habe. Zunächst fuhr ich ein paarmal durch die Stadt,

wo einem die Abschaltautomatik gut gefällt. Dann ging es bei guten Strassenverhältnissen über den Julier, wo man anerkennend zur Kenntnis nimmt, dass sich dank ausgezeichnetem Fahrwerk mit Luftfederung, Niveauregulierung und Porsche Active Suspension Management (Option, Fr. 5760.-) das 2,1-Tonnen schwere SUV erstaunlich handlich fährt. Auf dem Rückweg war der Pass schneebedeckt. Souverän führte das intelligente Allradssystem den Cayenne über die rutschige Fahrbahn, während andere Verkehrsteilnehmer mit der Montage von Ketten beschäftigt waren oder bereits Blut schwitzten, weil sich die vorne angetriebenen Räder tief in die weisse Pracht gegraben hatten.

Am Tag darauf fuhr ich einige hundert Kilometer deutsche Autobahn. Als Langstreckenfahrzeug ist der Cayenne Diesel eine gute Wahl, der Komfort ist überragend, die Achtgangautomatik schaltet seidig, die Verarbeitung ist auf höchstem Niveau, und wenn man das Reserve Rad weglässt, wird der Kofferraum äusserst geräumig. Das Schönste aber ist die Reichweitenanzeige: 1075 Kilometer zeigte sie bei vollem Tank an (100 Liter). Der Verbrauchswert war mit 8,5 Litern tadellos. Bei zügiger Autobahnfahrt ist dann mit 11 bis 12 Litern zu rechnen.

Diesel ist vielleicht nicht die sexyste Art, Porsche zu fahren. Aber eine vernünftige, die erst noch Stil hat.

Porsche Cayenne Diesel Tiptronic S

Leistung: 245 PS, Hubraum: 2967 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 220 km/h

Preis: Fr. 88 300.-

Testwagen: Fr. 123 410.-



Liebe zum Objekt

Die ehemalige Kampfpilotin und Pfeilbogenmeisterin Erika LaBrie, 39, heiratete vor drei Jahren den Eiffelturm. Nun geht die Amerikanerin fremd: mit der Berliner Mauer.

Die Heirat — Als ich vor drei Jahren den Eiffelturm in einer Zeremonie mit anwesenden Freunden ehelichte, war ich sehr glücklich. Meine Braut war wunderschön: Die eleganten, schlanken Formen, das zeitlose Design beeindruckten mich bereits, als ich das Wahrzeichen während einer Frankreichreise zum ersten Mal besuchte. Dann geschah, was mir bereits mit anderen sogenannten leblosen Objekten widerfuhr. Ich trat in eine seelische und geistige Beziehung mit der Konstruktion aus Eisen und Stahl. Ich konnte ihre Einsamkeit förmlich spüren und wusste mit Sicherheit, dass sie in eine feste Beziehung mit einem Menschen treten wollte. Nach der Trauung änderte ich als Erstes meinen Namen. Jetzt steht in meinem Pass: Erika Eiffel.

Perfektes Team — Das Syndrom, unter dem ich leiden soll, heisst OS, was so viel wie objektbezogene Sexualität meint. Viele Patienten leiden auch unter einer milden Form von Autismus, dem Asperger-Syndrom, aber ich gehöre nicht zu ihnen. Die Kritiker sagen, Menschen mit OS würden sich – aus Selbstschutz – in seelenlose Objekte verlieben. Sie verstehen nicht, worum es geht. Diese Gegenstände sind alles andere als leer und kalt, ganz im Gegenteil, sie haben Herz und Verstand. Die Kommunikation findet einfach auf einer anderen Ebene statt, ebenso wie der energetische Austausch. Genauso verhält es sich mit der objektbezogenen Sexualität, einem Thema, das immer wieder für grosses mediales Interesse sorgt. Die menschliche Sexualität wird dabei als Massstab genommen, was natürlich falsch ist. OS ist eher eine Orientierung wie heterosexuell oder homosexuell. Natürlich pflege ich mit dem auserwählten Objekt ein intimes Verhältnis. Aber in diesem Bereich gibt es Missverständnisse: Der Eiffelturm ist ein öffentliches Monument, und ich bin eine Frau. Wie stellen sich die Leute das vor?

Die Vorgeschichte — Bevor ich den Eiffelturm kennenlernte, befand ich mich in einer Beziehung mit einem Stück Eisenzaun, den ich im Badezimmer aufbewahrte. Ich weiss, es klingt bizarr, aber meine Definition von Liebesglück hat eben nichts mit lebendigen Menschen und schon gar nichts mit einer normalen



Kommunikation auf einer anderen Ebene: LaBrie mit ihrer neuen Liebe.

Paarbeziehung zu tun. Meine Kindheit war schwierig: Von klein an war ich auf Dinge fixiert, das heisst, ich trat in eine Beziehung mit ihnen und erhielt so viel Trost. Manchmal nagelte und leimte ich aus Holz, Karton und Wolle Dinge zusammen und trug diese Fetische immer mit mir herum. Mein erstes ernsthaftes Liebesverhältnis hatte ich mit meinem Pfeilbogen, der mir später zwei Olympiatitel in der US-Nationalmannschaft einbrachte, dann folgte ein japanisches Schwert, das mich zur jüngsten Weltmeisterin der japanischen Kampfsportart Iai-batto-jutsu machte. Die Objekte geben mehr zurück als ein Mensch: Als Kampfpilotin der US Air Force wurde ich vor einigen Jahren Opfer eines nächtlichen sexuellen Übergriffs. Mein treuer Geliebter – das japanische Schwert – schlug den Angreifer in die Flucht. Fortan schlief ich nur noch mit der Waffe unter meinem Kopfkissen, und sie begleitete mich überallhin. Später wurde ich als dauerhaft posttraumatisiert eingestuft und leider aus der US-Armee entlassen.

Neue Ufer — Ich pflegte nach meiner Heirat eine Fernbeziehung, und es liegt auf der Hand, wer die anstrengenden Reisen auf sich nehmen musste. So kühlte sich mein Verhältnis zum Eiffelturm etwas ab, und es kam, wie es kommen musste: Eine alte Liebe entflammte neu. Heute trage ich eine Tätowierung der Berliner Mauer quer über meine Schulterblätter. Als Kind einer Zeit, in der die Mauer verhasst und gefürchtet war, schämte ich mich für meine Passion. Heute sehe ich die Mauer als Objekt, das ungerechterweise eine Bedeutung erhielt, die seinem eigentlichen Wesen nicht entspricht. Ich liebe die geriffelte, raue Oberfläche – und bewahre ein ganzes Stück zu Hause auf –, ihren Geruch und die tragischen Geschichten, die sie mir ins Ohr flüstert. So wuchs zusammen, was zusammengehört. Aus den Fehlern in meiner Ehe habe ich aber gelernt. Um näher in der Heimat meiner neuen Liebe zu sein, gab ich alles auf und zog nach Berlin.

Protokoll: Franziska K. Müller



Grosse Erfahrung. Junge Bank. Starker Partner.

Entdecken Sie die neue Privatbank der Schweiz.
www.notenstein.ch



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

NOTENSTEIN PRIVATBANK AG CH-9004 ST.GALLEN BOHL 17 +41 71 242 50 00 INFO@NOTENSTEIN.CH WWW.NOTENSTEIN.CH

ST.GALLEN BASEL BERN CHIASSO CHUR GENÈVE LAUSANNE LOCARNO LUGANO

LUZERN SCHAFFHAUSEN WINTERTHUR ZÜRICH